

genderstudies



EDITORIAL

Mit kritischen Ohren hören 1

SCHWERPUNKT

Erkenntnis, Interesse und Werturteil 2
Selbstaffirmierung und Othering in der
europäischen Musikgeschichte 5
Gender, Musik und Migration 8
Den Frauen gehört die Nacht 11
Mobiles, Quoten und Vorbilder 12

LEHRE GENDER STUDIES

Master Minor Gender Studies 13
Graduate School Gender Studies 14

AUS DEM IZFG

Veranstaltungen der Dampfzentrale Bern
in Zusammenarbeit mit dem IZFG 14
"like2be" – Lernspiel und Begleitmaterial
für den Berufswahlunterricht 15
Tagungsbericht: Queering Europe with
James Baldwin 16
Tagungsbericht: Schweizer Geschichts-
schreibung in Aufbruchstimmung 17

PORTRAITS

Ich studiere Gender Studies! 18
Dissertationsprojekt: Regimes of Harmonization 19
Mit Blick auf Gender in der Kulturellen
Anthropologie der Musik 20

SONSTIGES

Vortragsreihe Gender-Forschung an
den Fakultäten der Universität Bern 21
Kurse der Abteilung für die Gleichstellung
von Frauen und Männern (AfG) 22
Frauen* in der Philosophie
sichtbarer machen! 23
Fachschaft Gender Studies 24
Brigitte-Schnegg-Preis 25
Rätsel: Europäische Komponistinnen 26
Geusche Kolumne 27

REZENSION

"Gegner zu überzeugen, erwarte ich nicht" –
Essaysammlung von Rosa Mayreder 28

PUBLIKATIONEN

Sounds und Sexismus 29
Jahrbuch Musik und Gender 29

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN Interdisziplinäres Zentrum für
Geschlechterforschung der Universität Bern IZFG
Mittelstrasse 43, 3012 Bern, www.izfg.unibe.ch
REDAKTION Claudia Amsler, Monika Hofmann, Janine Lüthi
BILDER Christoph Frei
LAYOUT Monika Hofmann
GESTALTUNG grafikwerkstatt upart, blau, Bern
DRUCK Vetter Druck AG, Thun
AUFLAGE 1300 Exemplare PAPIER PlanoJet, FSC-zertifiziert
ISSN-NR. 1663-7879

Mit kritischen Ohren hören

| Monika Hofmann

Liebe Leser*innen

Weshalb kennen wir in der klassischen mitteleuropäischen Musik fast ausschliesslich männliche Komponisten? Was hat das ästhetische Werturteil mit Gender zu tun? Inwiefern konstituieren soziale Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität und Klasse die Wissensordnungen der Musik? Welche Rolle spielt Musik bei der Aushandlung von Geschlechterrollen im Migrationskontext? Diese und viele weitere Fragen beschäftigen die Gender-Forschung in der Musikwissenschaft und ihnen widmen wir uns auch in der vorliegenden Ausgabe von *genderstudies*. Nina Noeske legt in ihrem Einführungstext, nach einer kurzen historischen Skizze, die Widersprüche zwischen Identitätspolitik und wissenschaftlicher Erkenntnis dar, und schliesst mit einem Plädoyer für das ästhetische Werturteil (S. 2-4). Cornelia Bartsch zeichnet nach, wie Figuren des 'Weiblichen' und 'Wilden' als Grenzfiguren und mimetisches Kapital in der (mittel)europäischen Musikgeschichte fungieren (S. 5-7). Marko Kölbl zeigt in seinem Artikel auf, wie die Felder Musik und Tanz als Schauplätze der stetigen Aushandlung von Geschlecht und Sexualität gelesen werden können. Er erläutert dies am Beispiel von musikalischen Welten afghanischer Geflüchteter in Wien (S. 8-10).

Nicht nur die aktuelle Ausgabe dieser Zeitschrift, sondern auch das Institut für Musikwissenschaft der Universität Bern legt im Herbstsemester 2018 einen Fokus auf Musik und Geschlecht. Vom 18.-29. Oktober 2018 findet die Konferenz "Pop – Power – Positions. Global Relations and Popular Music" statt, die das Institut für Musikwissenschaft zusammen mit der Hochschule der Künste Bern und dem Netzwerk



für lokale und globale Sounds und Medien "Norient" organisiert. Begleitend zur Konferenz bietet das Institut ein Proseminar an, das von der Gender-Musikwissenschaftlerin Anja Brunner geleitet wird. Ein Portrait dieser umtriebigen Forscherin finden Sie auf Seite 20.

Ebenfalls im Herbstsemester 2018 findet erstmals eine öffentliche Vorlesungsreihe statt, die der Gender-Forschung an den verschiedenen Fakultäten der Universität Bern eine Plattform gibt. Nach einem Einführungsvortrag aus dem IZFG gibt es je ein Referat aus einer der acht Fakultäten. Das Programm und alle Informationen stehen auf Seite 21.

Selbstverständlich bieten wir Ihnen wieder Einblick in ein laufendes Projekt am IZFG, berichten über vergangene Tagungen und liefern Ihnen ausserdem weitere Informationen rund um das IZFG. Neben der Geuschen Kolumne haben wir für Sie auch ein Rätsel vorbereitet, das der eingangs gestellten Frage erweitertes Wissen entgegenstellen soll. Wir wünschen Ihnen eine aufschlussreiche Lektüre und vergnüglichen Rätselraten!

Bildkonzept

Die Figuren in der aktuellen Ausgabe stammen aus dem digitalen Lernspiel "like2be" (s. Seite 15). Es lohnt sich, die Figuren in Farbe und mit ihren Geschichten auf www.like2be.ch kennen zu lernen.

Gezeichnet wurden sie von Christoph Frei, Inhaber des Grafikdesignbüros Chragokyberneticks, kurz CHKY. CHKY ist spezialisiert auf graphisches Erzählen, Datenvisualisierung und Illustration, und hat bereits eine Menge verschiedener Projekte für Banken, Universitäten, Dichter_innen und Punk-Rocker_innen realisiert.

www.chragokyberneticks.ch

Erkenntnis, Interesse und Werturteil

Gender-Forschung in der Musikwissenschaft, eine Einführung. Der vorliegende Text wurde leicht gekürzt. Die vollständige Version (u.a. mit Literaturangaben) ist abrufbar unter: www.ninanoeske.de/publikationen.

I Nina Noeske*

Aktuelle musikwissenschaftliche Gender-Forschung spielt sich auf vielen, eng miteinander verwobenen Ebenen ab, wobei das Spannungsfeld zwischen Politik und Ästhetik hier besonders spürbar ist. Mittlerweile gehören die auf diesem Gebiet Forschenden unterschiedlichen Generationen an: Wer jetzt mit der Promotion beginnt, ist möglicherweise deutlich nach 1990 geboren und hat im Kindesalter nur noch die Ausläufer des *second wave feminism* erlebt, gehört also zur Enkelgeneration einer imaginären feministischen Dynastie. Im Folgenden sollen nach einer kurzen historischen Skizze die Widersprüche zwischen Identitätspolitik und wissenschaftlicher Erkenntnis dargelegt werden, um mit einem Plädoyer für das ästhetische Werturteil zu schliessen, auf das sich die Musikwissenschaft – als eine historische Disziplin wie Kunstwissenschaft gleichermaßen – wieder (reflektiert) besinnen sollte.

Musik und Gender: Geschichte(n)

Erste Initiativen im Bereich Musik und Gender gingen, im Zuge der Zweiten Frauenbewegung nach 1968, von einem dezidiert politischen Impuls aus. Es galt, Frauen, ihr Wirken und ihre Werke, überhaupt erst einmal sichtbar zu machen. Einen entscheidenden Anstoss für die Disziplin gab, nachdem bereits 1977 ein Artikel der damals 33-jährigen Dirigentin Elke Mascha Blankenburg über vergessene Komponistinnen und mangelnde weibliche Teilhabe von Frauen im Musikleben in der Zeitschrift "Emma" erschienen war, 1981 Eva Riegers Monographie "Frau, Musik und Männerherrschaft". Zahlreiche Initiativen wurden seit Blankenburgs Artikel ergriffen, die Werke von Frauen einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen – zu nennen ist etwa der Internationale Arbeitskreis Frau und Musik e.V. (seit 1979), aus dem das heute in Frankfurt ansässige Archiv Frau und Musik hervorging, der Furore Verlag (gegründet 1986), der ausschliesslich Musik von Frauen verlegt, oder das Kasseler Festival "Komponistinnen und ihr Werk", auf dem seit 1990 vorwiegend Werke zeitgenössischer Komponistinnen aufgeführt werden. Flankiert wurden diese Unternehmungen von musikwissenschaftlicher Forschung, die sich sowohl mit den 'vergessenen Frauen' als auch mit entsprechenden sozialgeschichtlichen Hintergründen beschäftigte.

Dabei wurde deutlich: Es konnte nicht nur darum gehen, Werken von Komponistinnen den Weg ins Konzertleben zu ebnen und einem imaginären Museum der musikalischen Meisterwerke einzuverleiben, sondern vielmehr lautete der Anspruch darüber hinaus, einerseits zu verstehen, wie es zur Marginalisierung weiblichen Schaffens überhaupt hat kommen können, andererseits der Spezifik eben jenes Wirkens und Schaffens gerecht zu werden. (Auf dem Gebiet der Schaffensästhetik gipfelte dies in den 1980er Jahren in der Frage nach einer spezifisch 'weiblichen Ästhetik' auf dem Gebiet

der Musik.) Ins Blickfeld rückten mithin gesellschaftliche Gegebenheiten, Diskurse und Ideologien, individuelle Erfahrungen historischer Persönlichkeiten, Kommunikationsstrukturen, Netzwerke – womit zugleich neue Quellentypen und Genres interessant wurden: Tagebuchaufzeichnungen, Romane, illustrierte Zeitschriften, vermeintlich seichte Salonmusik, medizinische Abhandlungen, Bild-

quellen aller Art. Insbesondere der von der Musikwissenschaft lange vernachlässigte Bereich der musikalischen Interpretation erfuhr seit den 1990er Jahren verstärkt Aufmerksamkeit: Nicht zuletzt das Interesse an Interpretinnen, die auch im 18. und 19. Jahrhundert das Musikleben prägten, führte auch anderswo zu einer entsprechenden Ausdehnung des Fokus auf musikalische Praxen jenseits schriftlich fixierter Werke.

Dass Frauen am Musikleben schon immer beteiligt waren, wird dann deutlich, wenn der Blick auf 'kulturelles Handeln' im weiteren Sinne gerichtet wird. Zur Musikkultur beitragen bedeutet aus der Perspektive einer nicht-werkzentrierten Historiographie eben auch, Biographien zu schreiben, sich um Nachlässe zu kümmern, Schülerinnen und Schüler auszubilden, andere durch Gespräche auf Ideen zu bringen, privat zu musizieren, oder auch: qua Geschlecht dazu beizutragen, dass jemand wie der Musikschriftsteller Eduard Hanslick 1854 in einem berühmt gewordenen Ausspruch abfällig von einer "verrottete[n] Gefühlsästhetik" sprechen konnte. Neben der Suche nach den – überspitzt gesagt – weiblichen Genies, den souveränen Individuen, die es, wenn die entsprechenden sozialen Voraussetzungen gegeben waren, vereinzelt durchaus gab, trat somit die Erforschung eines (zunächst meist: mitteleuropäischen) hoch-

"Erste Initiativen im Bereich Musik und Gender gingen von einem dezidiert politischen Impuls aus."

komplexen Musiklebens, und zwar sowohl auf der Ebene der gesellschaftlichen Wirklichkeiten als auch auf der der Ideologien. Beides ist voneinander nicht zu trennen.

Erkenntnis und Interesse

Die konsequente Institutionalisierung musikwissenschaftlicher Gender-Forschung seit den frühen 2000er Jahren zeugt davon, dass sich diese Ausrichtung des Faches innerhalb der Disziplin durchgesetzt hat. (Hinzu kommt, sie verfügt mit der Mariann-Steegmann-Foundation über eine über die üblichen Fördersysteme im Bereich der Wissenschaft hinausgehende, nachhaltig wirksame Finanzquelle; zahlreiche Forschungsprojekte, Agenden und Publikationen wären ohne die finanzielle Unterstützung von dieser Seite wohl nicht möglich gewesen.) Zugleich fällt es schwer, von 'der' Gender-Forschung in der Musikwissenschaft im Singular zu sprechen, zu unterschiedlich sind die Erkenntnisinteressen und Perspektiven nicht zuletzt, wie eingangs erwähnt, der unterschiedlichen Generationen. Groseltern und Enkelinnen gehen von andersartigen Erfahrungen aus, und, fast zu banal, um es auszusprechen, die Temperamente und Persönlichkeiten, Herkunft und wissenschaftlichen Biographien einzelner Forscherinnen und Forscher sind – zum Glück – verschieden. Manchmal stehen sich die (ältere) 'Frauenforschung' und (neuere) 'Gender-Forschung' (die ihre Impulse seit den späten 1980er Jahren insbesondere auch aus der US-amerikanischen *new musicology* erhielt) wenn nicht unveröhnlich, so doch verständnislos oder gleichgültig gegenüber: Während erstere im Feminismus der 1970er Jahre tief verwurzelt ist, nimmt letztere ihren Ausgangspunkt u.a. von der Vorstellung, dass das biologische Geschlecht keine entscheidende Rolle bei der Gender-Performance spielt. Einige schliesslich gehen mit Blick auf die musikwissenschaftliche Gender-Forschung von einem klar definierbaren Forschungsfeld aus, zu dem nur Zugang hat, wer entsprechend (im Extremfall: durch subjektive Erfahrung) ausgewiesen ist; für andere ist dieser Teil eher eine Perspektive, aus der nahezu jeder Gegenstandsbereich neu und anders untersucht werden kann. Zwar dürfte eine grundsätzliche Sympathie mit feministischen Anliegen unter den über Musik und Gender Forschenden Konsens sein, ebenso wie eine gewisse Offenheit gegenüber kulturwissenschaftlichen Methoden und neuen, noch zu erschliessenden Gegenstandsbereichen. Im Idealfall gibt es auch einen gemeinsamen Lektürekanon, der allge-



mein bekannt ist. Doch die Erkenntnisinteressen differieren voneinander zum Teil sehr.

Es beinhaltet einen nicht auflösbaren Widerspruch, wenn auf einer wissenschaftlichen Tagung fast ausschliesslich Menschen weiblichen Geschlechts zugegen sind, ebenso wie etwas (ganz anderes!) faul war, wenn in den 1960er Jahren selten der Name einer Frau auf der Rednerliste zu finden war: Das Refugium bzw. den Schutzraum, das oder den eine solche mit Blick auf das biologische Geschlecht homogene Gemeinschaft unter Umständen bieten kann, mag zwar unter bestimmten Umständen notwendig sein, zugleich zeugt eine derartige Homogenität aber, ob bewusst oder unbewusst gesetzt, von einer systemimmanenten politischen Agenda. Der Widerspruch ist nicht auflösbar, was daran liegt, dass auch die musikwissenschaftliche Gender-Forschung immer und notwendigerweise innerhalb einer Gesellschaft agiert, innerhalb derer bestimmte Fragen und Erkenntnisinteressen von bestimmten Gruppen (mit bestimmten Interessen) ins Spiel gebracht werden. Kurz gesagt: Dass hier 'ihre' Sache verhandelt werde, wenn es um das biologische und soziale Geschlecht in Geschichte und Gegenwart geht, glauben zumindest innerhalb der Musikwissenschaft nach wie vor in erster Linie Frauen, Queers, männliche und weibliche Homosexuelle. Diese Annahme ist mit Blick auf die ständige Vermischung und Vermengung von Themen wie Gleichstellung, Chancengerechtigkeit, Teilhabegerechtigkeit oder Diversity mit Forschungsagenden und -interessen zu erklären.

Selbstverständlich lassen sich Forschungsinteressen nicht dekretieren. Doch die Frage sei zumindest in den Raum gestellt, ob Gender-Forschung im emphatischen Sinne, jene, die von wissenschaftlicher Neugierde getrieben ist, von einem Geist, der zwar immer auch an einen Körper gebunden ist, aber im Idealfall Höhenflüge unternehmen kann, die weit darüber hinausgehen, nicht enorm profitieren würde, wenn sie von der politischen Agenda zumindest offiziell entkoppelt würde. Wie gesagt, niemand ist frei von Interessen, von biologischen Vorausset-



zungen, individuellen Erfahrungen, und bestenfalls sogar: persönlichen Utopien; auch sollte das immer schon vorhandene *situated knowledge* (Donna Haraway) in Forschungsprozesse bewusst integriert und reflektiert werden. Aber es wäre viel getan, wenn die Zusammenhänge nicht gesellschaftlich und politisch forciert und damit festgeschrieben würden. Wie arm wäre die wissenschaftliche Welt, wenn über postkoloniale Zusammenhänge nur qua Herkunft entsprechend Sensibilisierte forschen würden, wenn die DDR-Musik-Forschung jenen überlassen wäre, die aus biographischen Gründen wahlweise mit der DDR abrechnen oder sie 'ostalgisch' aufwerten wollen. Und es wäre geradezu absurd, jemanden, dessen Interesse an sozialen, kulturellen, biologischen Voraussetzungen kulturellen Handelns geweckt ist, auf den Faktor 'Geschlecht' beschränken zu wollen, wo sich andere Faktoren in den Vordergrund drängen. Die Musikwissenschaft tut sich, abgesehen von einigen wenigen Ansätzen, nach wie vor schwer etwa mit dem Faktor soziale Herkunft, selbst wenn es etwa um die Untersuchung von Opernstoffen geht. Nach Geschlecht zu fragen liegt hier offenbar immer noch näher als nach der Widerspiegelung und Konstruktion sozialer Klassen. (Die Gründe liegen – aus Sicht der Identitätspolitik – auf der Hand: Wie sollte auf diesem Gebiet Sensibilität und Interesse vorhanden sein, wenn die persönliche Herkunft aus privilegierten Schichten niemals ein Bewusstsein für entsprechende Problematiken geschaffen hat?) Welch ein Segen für die Wissenschaft, wenn Neugierde auf fremde Realitäten (oder auch: ein historischer 'Gerechtigkeitssinn', der über das Interesse der eigenen Gruppe hinausgeht) Ansporn für Forschung ist.

Interesse und Werturteil – ein Plädoyer

Spätestens seit der Jahrtausendwende ist es in der Musikwissenschaft suspekt, wenn jemand in wissenschaftlichen Kontexten – jenseits von Privatgesprächen – über Erklingendes Urteile fällt. Man werde, so der Einwand, der jeweiligen Eigengesetzlichkeit von Musik nicht gerecht, wenn man

sie vorschnell bewerte, zumal wenn die Kriterien jene mitteleuropäisch-abendländischen, tendenziell 'männlich' geprägten sind, die sich aus Faktoren wie Komplexität, Dichte, 'Tiefe', Originalität, Fortschritt, Innovation oder schriftliche Fixierung speisen. Die Konsequenz hieraus ist, dass Erklingendes in den letzten Jahren seitens der Musikwissenschaft zunehmend nur am Rande untersucht wird. Allein, bei aller Phantasie für Andersartiges ist es unmöglich, von der eigenen Kultur, aber auch: von der eigenen Körperlichkeit soweit zu abstrahieren, dass – ein gewisses Mass an künstlerischer Sensibilität vorausgesetzt – jene Faktoren *keine* Rolle spielen; sie gelten innerhalb unserer Kultur für all jene, die Teil des Systems waren und sind. Niemand kann sich der Tatsache, dass, ob bewusst oder unbewusst, ästhetische Phänomene immer bewertet werden, entziehen. Ein Stück reißt mit, verursacht Lust, beschäftigt, regt auf oder an, verärgert, langweilt, wird wiederholt gehört und gespielt, mit Freude analysiert, oder eben nicht.

Wird Musik lediglich als historisches, kulturelles, ethnologisches Zeugnis gehört, was für zahlreiche Forschungsansätze zweifellos notwendig ist, stellt sich die Frage nach der Qualität nur eingeschränkt. Sobald aber Erklingendes als ästhetisches Phänomen mit eigenem Anspruch ernst genommen wird, ist die Anstrengung des Begriffs gefragt; das Wahrgenommene will (auch) als Kunstwerk beschrieben und historisch eingeordnet werden. Warum also nicht den Spieß umdrehen, und das 'interesselose Erkenntnisinteresse' dorthin verlagern, wo es (idealtypisch) am Platze und sinnvoll ist, nämlich in die Musikwissenschaft als (historische) Kulturwissenschaft? Und die Bindung an eigene Erfahrungen, Interessen, Emotionen und Körperliches dort einbringen, wo all dies unbedingt gebraucht wird, nämlich in den Bereich der Ästhetik, wo es immer auch um Werturteile geht? Selbstverständlich können und sollen eigene Urteile reflektiert werden, deren Maßstäbe sind stets offenzulegen, aber sich – auch – interpretierend auf die Regeln der Musik als Kunst einzulassen, birgt in mehrfacher Hinsicht Chancen. Vielleicht wäre damit noch eine weitere Fliege mit einer Klappe geschlagen: Nach 40 Jahren musikalischem Feminismus (und 30 Jahre nach dem Auftreten der *new musicology*) ist es an der Zeit, erneut über Musik zu reden, zu streiten und sie gegebenenfalls sogar (vorerst) ad acta zu legen – nicht als Wissenschaftlerin, aber als ästhetisches Subjekt. Nur dann nimmt man sie wirklich ernst.

*Prof. Dr. Nina Noeske ist seit 2014 Professorin für Musikwissenschaft mit einem Gender-Schwerpunkt an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg. Ihr Forschungsgebiet ist die Musik- und Kulturgeschichte des späten 18. bis 21. Jahrhunderts.

Selbstaffirmierung und Othering in der europäischen Musikgeschichte – oder: historische Anthropologie der Musik und Gender

Gender, Ethnizität und Klasse prägten die (mittel)europäische Musikästhetik des "langen 19. Jahrhunderts" und prägen bis heute die Wissensordnungen der Musik. Figuren des 'Weiblichen' und des 'Wilden' fungieren dabei als Grenzfiguren und als mimetisches Kapital.

I Cornelia Bartsch*

Was ist Musik? – ein Diskursfeld als Ausgangspunkt

Was ist Musik? In Anbetracht der Vielfalt dessen, was wir heute über analoge und digitale Medien oder auch an Live-Konzerten hören können, scheint es auf der Hand zu liegen, dass die Antworten auf diese Frage sehr unterschiedlich ausfallen. Was für einige dissonantes Katzengejammer ist, ist für andere die zwingende Fortsetzung der abendländischen Kulturgeschichte mit emanzipatorischem Potential ("Neue Musik" wie beispielsweise bei den Darmstädter Ferienkursen, insbesondere in den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg). Was für einige ohrenbetäubender Lärm mit offen oder latent sexistischem Text ist, ist für andere ein auf Körper und Geist wirkendes Kulturereignis mit kathartischem Befreiungspotential von einengenden gesellschaftlichen Normen (derzeit stattfindendes Musikfestival im schleswig-holsteinischen Wacken). Die beiden willkürlich gewählten Beispiele zeigen darüber hinaus, dass Musik sehr oft mit politischen Ideen aufgeladen wird und dass sie immer auch als Identifikationsmittel dient. Dabei gilt nicht nur für Hip-Hop-Fans, dass ihre Musik mit bestimmten Kleidungsstilen, Kunst- und Lebensformen ein Ensemble bildet, sondern vielfach auch für BeethovenerliebhaberInnen.

Die heute insbesondere in Anbetracht der globalen Verfügbarkeit diverser Musiken mittels medialer Verbreitungsformen naheliegend erscheinende Frage, was Musik sei, wurde jedoch bereits im Europa des 18. Jahrhunderts – zu einer Zeit also, als sich Klang noch nicht transportieren liess – viel diskutiert. Dabei wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend eine Antwort gegeben, die im heutigen Alltagsverständnis, und zwar quer durch verschiedenste Musiksparten, als selbstverständlich und vielfach gar anthropologische Konstante erscheint: Musik sei (unmittelbarer, authentischer) Ausdruck des Ich. "Mit diesem aus dem Griechischen abstammenden Worte bezeichnet man heutzutage die Kunst durch Töne Empfindungen auszudrücken." So eröffnet Heinrich Christoph Koch den Artikel "Musik" in seinem 1802 erschienenen musikalischen Lexikon.¹ Koch fasst hiermit jedoch das Ergebnis einer recht

"Musik sei (unmittelbarer, authentischer) Ausdruck des Ich."

kontroversen Diskussion zusammen, welches nicht unwesentlich dazu beitrug, dass die Musik in Mitteleuropa und insbesondere im deutschsprachigen Raum im "langen 19. Jahrhundert" zur "höchsten aller Künste" avancierte. So fährt er fort: "Endlich fing man an einzusehen, dass die Natur selbst den Keim derselben [der Musik] in den Menschen gelegt habe; denn jeder ihm durch Freude oder Schmerz entlockte Ton, ja selbst das erste Lallen des Kindes, ist nichts anderes, als Ausdruck seiner Empfindung."² Diese Aussage richtet sich vor allem gegen die Position Immanuel Kants, der Musik als "Kunst des Spiels der Empfindungen (als äusserer Sinnesindrücke)" beschreibt;³ eine Position, die sich auch in der zeitgenössisch verbreiteten Idee zeigte, der Ursprung der Musik sei in der den Menschen äusseren Natur zu suchen, etwa im Vogelgesang. Kants

Gegenspieler im deutschsprachigen Raum war insbesondere Johann Gottfried Herder, der den Ursprung der Musik wie den der Sprache im Inneren der Menschen verortete und aus einem "naturgegebenen" Mitteilungs- und Ausdrucksbedürfnis ableitete. Ähnlich wie bereits

1754 Jean-Jacques Rousseau in seinem sowohl für die Musikästhetik des 18. Jahrhunderts als auch für Theorien kultureller Repräsentation (und damit für die Geschlechterforschung) grundlegenden "Essai sur l'origine des langues",⁴ betrachtet Herder dabei Stimme und Geste als zentral für die Ausdrucksfähigkeit der Musik (auch jenseits des Textes). Sowohl bei Herder als auch bei Rousseau erscheinen Stimme und Geste dabei als "unverfälscht", und "authentisch", weil sie ihren Ursprung jenseits gesellschaftlicher Konventionen hätten und daher gleichsam unmittelbar mit der Seele verbunden seien.

Grenzfiguren (mittel)europäischer Musikästhetik

Dieses hier grob skizzierte Diskursfeld war der Ausgangspunkt eines von 2013-2016 an der Universität Basel angesiedelten Forschungsprojekts. Die leitende Hypothese war hierbei, dass in der Rede über Ursprung und Wesen der Musik, Geschlecht, Ethnizität und Klasse – also die drei "Masterkategorien" des Theorems der Intersektionalität⁵ – zentrale Diskursfiguren bilden, die zeitgleich mit der Herausbildung des bürgerlichen Subjektes während der

europäischen Aufklärung Frauen wie auch alle nicht-weissen Männer als Subjekte aus jener Musikproduktion ausschlossen, die schliesslich den Kanon der europäischen Kunstmusik bildete. Zugleich wurde gerade ihnen jene "authentische" und "unverbildete" Ausdruckskraft zugeschrieben, die diesen Kanon massgeblich bestimmte. Im Sinne Patricia Purtscherts (die diesen Begriff bezogen auf ihre Lektüren Hegels und Nietzsches gebraucht)⁶ bilden sie also gleichsam "Grenzfiguren" der europäischen Musikästhetik: Sie waren dem Ausdrucksparadigma der europäischen Musikästhetik substanziell verbunden, ohne jedoch als Subjekte des Kanons fungieren zu können, der durch dieses Ausdrucksparadigma hervorgebracht wurde. An einigen Beispielen aus Texten Johann Gottfried Herders und Jean-Jacques Rousseaus soll dies hier in aller Kürze skizziert werden.

Wie bereits erwähnt sind Stimme und Geste – als Präsenz des Körpers jenseits gesellschaftlicher Konventionen – bei Herder und Rousseau die zentralen Mittel von Ausdrucks- und Mitteilungsfähigkeit, die sie auf unterschiedliche Weise auf die Musik übertragen. In besonders authentischer und unverbildeter Form finden sie diese bei jenen, die den Zivilisationsprozess nicht ganz durchlaufen haben: den "rohen und wilden Völkern", wie Herder formuliert, oder – wenn sie ins Innere der europäischen Zivilisation schauen – bei Frauen, Kindern, "Leuten von gutem Naturverstande". Dass Figuren des Weiblichen an den Beginn der Ausdruckhaftigkeit von Musik geraten, ist dabei wesentlich auf die Annahme des gemeinsamen Ursprungs von Musik und Sprache (sowie auf die zeitgleich stattfindende Naturalisierung von Mütterlichkeit) zurückzuführen. "Mit Akzent und Gebärde", so Herder in seiner aus dem

Alltag abgeleiteten Systematik der Künste, "pflanzen die Mütter den Kindern eine Melodie der Sprache in Geist und Herz."⁷ Neben der Stimme ist auch bei Rousseau die Gebärde oder Geste das, was die Musik zum Sprechen bringt. Während Rousseau die Ausdrucksfähigkeit der Musik aber aus der Mimesis von Stimme und Geste ableitet ist für Herder das Resonanzprinzip bestimmend. Musik versetze den Körper und vorzugsweise die Nerven in Bewegung und gelange so zum Ausdruck: "Daher der Tanz", so schreibt er, "daher auch die mit Musik verbundene *Gebärdung*."⁸ Diejenigen, die sich ihrer nicht erwehren können sind die "wilden oder rohen" Völker: "Stark bewegt kann der Naturmensch sich ihrer kaum enthalten; er drückt aus, was er höret, durch Züge des Gesichts, durch Schwingungen der Hand, durch Stellung und Beugung."⁹ Unter den EuropäerInnen sind es umgekehrt unter anderem die Frauen, die für die (authentischen) "Klagetöne der Wilden" besonders empfänglich seien: "Diese Töne, diese Gebärden, jene einfachen Gänge der Melodie [...]. Bei Kindern und dem Volk der Sinne, bei Weibern, bei Leuten von zartem Gefühl, bei Kranken, Einsamen, Betrübten würde sie tausendmal mehr, als die Wahrheit selbst wirken würde, wenn ihre leise, feine Stimme vom Himmel tönte."¹⁰ Solche Ideen wurden – zeitgleich mit der Entdeckung des Nervensystems – auch anatomisch begründet, indem etwa die Nerven – und insbesondere die für die Übertragung auf die Muskeln für zuständig erachteten Nervenenden – der Frauen für dünner befunden wurden.¹¹

An der Schwelle zur "neuen Welt" des musikalischen Ausdrucks bergen Figuren des 'Wilden' und des 'Weiblichen' gleichsam das mimetische Kapital, das es ermöglicht, noch viele weitere Landstriche aus der Königsperspektive zu betrachten: "Das unentdeckte Land, was wir suchen" so hebt Herder hervor, "ist kein metaphysisches Wortgeschwätz: es ist innere Physik des Geistes, eine fruchtbare und nützliche Gegend in der Seelenlehre des Schönen, von welcher man viele neue Erdstriche wird übersehen können, wenn erst Bemerkungen und richtige Schlüsse uns in diese gebracht haben."¹²

Wissensordnungen – Zeiten und Räume

Das im 18. Jahrhundert entstehende Ausdrucksparadigma der Musik, so lautete die weiterführende Hypothese des Forschungsprojektes, war massgeblich für die im "langen 19. Jahrhundert" sich etablierenden Wissensordnungen der Musik, die bis heute für das akademische Fach Musikwissenschaft prägend sind. Wie sehr sich Ausdrucksparadigma und Fortschrittsgedanke bedingen, lässt sich am Ende des "langen 19. Jahrhunderts" und noch bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg an den ästhetischen und auch theoretischen Schriften Arnold



"Frauen wie auch 'people of colour' werden in anachronistische Räume ohne Geschichte verschoben."

Schönbergs ablesen. Musikalischer Fortschritt ist in dieser Ordnung die Erhaltung der Ausdruckskraft der Musik durch Weiterentwicklung ihres Materials. Auch Schönberg bringt dabei die authentische Ausdruckskraft mit einer scheinbar voraussetzungslosen Triebhaftigkeit in Verbindung. Dies gilt insbesondere in der expressionistischen Phase vor Beginn des ersten Weltkrieges, in der Zeit also, als er die Zwölftontechnik entwickelte, die dann bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gewissermaßen zum Inbegriff eines vermeintlich notwendiger Weise aus dem Material der Musik sich entwickelnden musikalischen Fortschritts wurde. Der Widerspruch zwischen voraussetzungsloser Triebhaftigkeit und musikalisch-konstruktiver Logik auf der Grundlage der musikalischen Tradition, der sowohl seine Harmonielehre (1913) als auch viele seiner Essays prägt, wird dabei diskursiv durch Naturalisierung des Fortschritts und durch die Geschlechterdifferenz vermittelt. So markiert Weiblichkeit etwa in Schönbergs Text über Franz Liszt den triebhaften und gleichsam atavistischen "Urgrund" des Schaffens, der in das ambivalent vergeschlechtlichte Werden der Form hineinwirkt. In der Harmonielehre naturalisiert Schönberg den musikalischen Fortschritt folgendermaßen: "Man kann das Auftreten des Neuen weit besser mit dem Blühen eines Baumes vergleichen: es ist natürliches Werden des Lebensbaumes."¹³ Diese Triebhaftigkeit im Inneren zu erspüren vermag jedoch nur der "grosse Künstler", der fähig ist seine Erziehung abzuschütteln und sich ganz seinem Wesen und seinen Neigungen überlassen kann.¹⁴

Schönbergs Lebensbaum gleicht dabei jenen Stammbäumen, die bis heute vielerorts Musikräume in Schulen oder auch Flure und Treppenaufgänge musikaffiner Haushalte zieren. Musikgeschichte – und zwar nicht nur die der europäischen klassischen Musik – wird als Stammbaum ausschliesslich männlicher Akteure naturalisiert. Frauen wie auch "people of colour" – also grob gesprochen gerade jene, die für die Etablierung des Ausdrucksparadigmas nötige "mimetische Kapital" bereitstellten und darüber hinaus selbstverständlich in vielfältiger Weise die Geschichte diverser Musiken geprägt haben – werden in anachronistische Räume ohne Geschichte verschoben.



*Dr. Cornelia Bartsch ist Musikwissenschaftlerin und war als Wissenschaftliche Mitarbeiterin für das Basler Forschungsprojekt "Selbstafirmierung und Othering in der europäischen Musikgeschichte" verantwortlich. Seit April 2017 vertritt sie die Professur für Kulturgeschichte der Musik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; seit 2018 ist sie zudem stellvertretende Direktorin des dortigen Zentrums für Geschlechterforschung.

¹Koch, Heinrich Christoph: Artikel "Musik", in: Ders., Musikalisches Lexikon, Frankfurt am Main 1802, Sp. 992.

²Ebenda, Sp. 994.

³Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, in: Ders.: Werke, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 10, Frankfurt am Main 1974, S. 258.

⁴Rousseau "Essai" ist die Grundlage für Jacques Derridas Theorie der Schrift. Derrida, Jacques: Grammatologie, Frankfurt am Main 1983.

⁵Mayer, Kathrin: Theorien der Intersektionalität. Zur Einführung, Hamburg 2017, S. 128.

⁶Purtschert, Patricia: Grenzfiguren. Kultur, Geschlecht und Subjekt bei Hegel und Nietzsche, Frankfurt / New York 2006.

⁷Herder, Johann Gottfried: Kalligone. Über Kunst und Kunstrichterei, in: Ders.: Schriften zu Literatur und Philosophie 1792-1800, hrsg. von Hans-Dietrich Irmscher, Frankfurt am Main, 2000, S. 641-965, S. 771.

⁸Ebenda., S. 814.

⁹Ebenda.

¹⁰Herder, Johann Gottfried: Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Ders., Frühe Schriften. 1764-1772, hrsg. von Ulrich Gaier, Frankfurt am Main 1985, S. 695-810, S. 707.

¹¹Zum Beispiel durch den deutschen Arzt, Jakob Fidelis Akermann: Über die körperliche Verschiedenheit des Mannes vom Weibe, Koblenz 1788.

¹²Herder, Johann Gottfried: Viertes Wäldchen [1877], in: Ders. Sämtliche Werke, hrsg. von Bernhard von Suphan, Bd. 4, Berlin 1913, S. 97.

¹³Schönberg, Arnold: Harmonielehre (3. Auflage), Wien 1922, S. 117.

¹⁴Ebenda, S. 480.

Gender, Musik und Migration

Politik und Medien charakterisieren die neu entstehenden migrantischen Communities Europas primär als krisenhaftes Problem. Insbesondere 'andere' Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität werden gerne als Beleg für unüberbrückbare kulturelle Unterschiede herangezogen, wenngleich kulturelle Ausdrucksformen selbst – beispielsweise Musik und Tanz – in den Diskussionen oft unberücksichtigt bleiben. Dabei sind gerade Musik und Tanz als Schauplätze der stetigen Aushandlung von Geschlecht und Sexualität aufschlussreiche Erkundungsfelder. Ein Einblick in die musikalischen Welten afghanischer Geflüchteter in Wien.

I Marko Kölbl*

Musiken und Tänze in ihren global unterschiedlichen stilistischen Erscheinungsformen als Teil alltäglicher Lebenswelten, als soziale Praxis von Menschen, wahrzunehmen – so könnte ein kurzer Umriss ethnomusikologischer Forschung lauten. Der Fokus auf musikmachende, singende, tanzende Menschen macht die Ethnomusikologie auch zu einem geeigneten Feld für geschlechter- und sexualitätssensible Erkundungen und ermöglicht einen direkten Blick auf die starke Verwobenheit von kulturellen Handlungen mit kulturell distinktiven Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität.

Ihr angestammtes Feld, die traditionelle, oral vermittelte, nicht selten rituell eingebettete Musik ruraler Communities sowie die Hof- und Kunstmusiken nicht-westlicher Gesellschaften, haben Ethnomusikolog*innen längst erweitert. In diesem Zug ist auch die Konnotation von Feldforschung mit entlegenen Gebieten der Erde, die häufig im Kontext kolonialer Machtrelationen "beforscht" wurden, mittlerweile breiteren Definitionen vom "Feld" gewichen. Ein wesentliches solches Feld stellt heute der urbane Raum dar, in dem musikalische und tänzerische Praxen auf transkulturelle Verflechtungen hinweisen und ethnomusikologische Forschung gesellschaftspolitische Relevanz erlangt.

Exemplarisches Beispiel dafür sind migrantische Communities, die als ethnische und/oder religiöse Minderheiten in der Mehrheitsgesellschaft meist struktureller und individueller Diskriminierung ausgesetzt sind – ein Umfeld, in dem Musik und Tanz wertvolle Möglichkeiten bieten, um eine selbstbestimmte kulturelle Identität zu leben und das ständige Otherring mit positiv besetzten klanglichen Markern zu unterfüttern. In der Regel sind es mit der Herkunftsregion assoziierte popmusikalische sowie traditionelle Musikstile, die die Funktion kulturellen Self-Empowerments übernehmen, wobei gesungener Sprache verständlicher Weise eine zentrale Rolle zukommt.¹

"Musik und Tanz bieten wertvolle Möglichkeiten, um eine selbstbestimmte kulturelle Identität zu leben und das ständige Otherring mit positiv besetzten klanglichen Markern zu unterfüttern."

Afghan*innen in Österreich

Ein Beispiel für eine relativ junge migrantische Gruppe Österreichs ist die afghanische Community. Afghan*innen machen die grösste Anzahl an Asylwerber*innen in Österreich aus, die Mehrzahl von ihnen sind männliche unbegleitete Minderjährige. Während die Community vor zehn Jahren mit einer Zahl von etwa 5'000 Menschen kaum öffentliche Beachtung erfuhr, sind die mittlerweile 50'000 "Afghanen" (im öffentlichen Diskurs fast immer im generischen Maskulinum genannt) heute zentrales Thema der österreichischen Migrationspolitik sowie der medialen Ausverhandlung von Flucht und Migration. Die afghanische Community ist vor allem in den 2015 und 2016 aufgekommene Migrationen gewachsen, die oft als "Flüchtlingskrise" oder "Flüchtlingswelle" bezeichnet werden und damit ein sprachliches

Framing erfahren, das von individuellen Lebensgeschichten ablenkt und das Bild einer bedrohlichen, das Land überflutenden, Masse zeichnet.

Afghanische Geflüchtete sind heute die rechtlich schwächste und sozial am stärksten angefeindete Gruppe Asylwerbender in Österreich. Negative Asylbescheide und Abschiebungen sind an der Tagesordnung – Afghanistan wird vom österreichischen Aussenministerium als sicheres Herkunfts-

land eingestuft, während das selbe Ministerium die höchste Reisewarnung für Österreicher*innen ausspricht, da im ganzen Land "das Risiko von gewalttätigen Auseinandersetzungen, Raketeneinschlägen, Minen, Terroranschlägen und kriminellen Übergriffen einschliesslich Entführungen, Vergewaltigungen und bewaffneter Raubüberfälle" bestehe.² Dass Afghanistan, in dem seit 1987 Kriege herrschen, nicht "sicher" ist, belegen auch Berichte der United Nation Assistance Mission in Afghanistan sowie von Amnesty International.³ Es wird ersichtlich, dass die Aufnahme afghanischer Geflüchteter in Österreich politisch nicht erwünscht ist. Das spiegelt sich auch im öffentlichen Diskurs wider, der afghanische



Geflüchtete einem extremen Othering-Prozess unterwirft, wie etwa aus dem Titel einer Fernsehsendung des österreichischen öffentlich-rechtlichen Rundfunks ersichtlich wird: "Afghanen in Österreich – Wie gefährlich sind sie?"⁴

Die starke Ethnifizierung geht mit einer Kriminalisierung sowie einer Vergeschlechtlichung und Sexualisierung einher, die statische Bilder genuin afghanischer Gewaltbereitschaft, Geschlechtlichkeit und Sexualität entwirft. Dabei wird Sexismus kulturalisiert und Bilder einer kulturell motivierten Homo- und Transfeindlichkeit sowie einer kulturell begründeten Geschlechtersegregation und sexuellen Prüderie konstruiert – was bleibt, ist der stereotype Topos des jungen, männlichen, triebgesteuerten Afghanen, mit dem über rassistische Suggestionen eine *racialized sexuality* hergestellt wird.⁵

Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, dass sich die Wirkmächtigkeit von Geschlechtersystemen und Sexualitätskonzepten in Afghanistan negativ auf die Rechte und gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen, Mädchen sowie sexuellen Minderheiten und marginalisierten Geschlechtsidentitäten auswirkt. Hier wirken Normen von Geschlecht und Sexualität, die zwar religiös erklärt werden aber weniger vom Islam an sich, als von der patriarchalen, heiratsnormativen und reproduktionsbasierten Geschlechter- und Sexualitätspolitik des Taliban-Regime in den 1990ern beeinflusst sind. Eine Studie zur Wahrnehmung von Geschlecht und Sexualität bei afghanischen Geflüchteten in Wien 2017 macht deutlich, dass Konzepte wie "Ghairat" (Ehre) zwar Teile des kulturellen Selbstverständnisses sind und als solche auch Wert für die Definition der eigenen Identität haben können.⁶ Gleichzeitig werden Normen und Regeln traditioneller Geschlechter- und Sexualitätssysteme nicht zuletzt wegen des allgegenwärtigen öffentlichen Vorwurfs der "Rückständigkeit" genau analysiert und kritisch hinterfragt und in weiterer Folge bewusst verwendet, verändert oder abgelegt, wie ich in Feldforschungen mit jungen Afghan*innen in Wien beobachten konnte. Anstelle kolonialer

Narrative einer westlichen Deutungshoheit über menschenrechtsbasierte Geschlechter- und Sexualitätspolitik sollte der Fokus vielmehr auf Gender Agency, insbesondere weibliche Handlungsmacht und die Selbstbestimmung afghanischer Geflüchteter liegen, womit sowohl einer Homogenisierung und Essentialisierung afghanischer Männlichkeit als auch der Viktimisierung afghanischer Frauen entgegengewirkt werden kann.

The Diva of Afghan Pop

Für eine musikbezogene Auslegung von Gender Agency empfiehlt sich eine nähere Beschäftigung mit der afghanischen Popsängerin Aryana Zayeed. Sie ist im Alter von acht Jahren aus Kabul über Pakistan nach Schweden geflüchtet, heute lebt sie in London und gibt regelmässig Konzerte in den Metropolen der afghanischen Diaspora, so auch in Wien. Obwohl sie ihre musikalische Karriere im Exil startete und aufbaute, ist sie heute die wohl bekannteste Sängerin in Afghanistan und nimmt grossen Einfluss auf das musikalische Geschehen des Landes und seiner diasporischen Communities auf der ganzen Welt, beispielsweise als Jurorin der richtungweisenden Castingshow "Afghan Star". Sie sieht sich als Kämpferin für Frauenrechte und hat als solche einen enormen Einfluss. Ein wesentliches Instrument ihrer aktivistischen Arbeit ist die Inszenierung ihres Körpers. Mit ihren Outfits zeigt sie einen sexualisierten Frauenkörper und nimmt ästhetische Anleihen an den Erscheinungsbildern us-amerikanischer aber auch süd-osteuropäischer Pop-Diven, was aus eurozentrischer feministischer Perspektive als Sexualisierung des weiblichen Körpers für den männlichen Blick kritisiert werden könnte, im Kontext von Vorstellungen weiblichen Idealverhaltens in Afghanistan aber stark subversiv wirkt. Afghanische Mullahs rufen öffentlich dazu auf, Aryana Zayeed aufgrund ihrer Überschreitung religiöser Geschlechterrestriktionen zu töten und untermauern diese Forderung mit islamischem Recht. Aryanas Erfolg und ihre Popularität ist dennoch oder gerade deshalb

ungebrochen, was ihr offenbar eine grössere Freiheit im Umgang mit konventionellen Vorstellungen von Weiblichkeit ermöglicht – aus dem europäischen Exil aus steuert sie die Debatte zu Frauenrechten und verwendet ihr kulturelles und soziales Prestige gekonnt für frauenpolitische, aber auch migrations- und friedenspolitische Forderungen, nicht zuletzt über ihre perfekt inszenierten Social-Media-Kanäle.

Tanzende Körper

Afghanische Popmusik und das Dazu-Tanzen bietet für junge Geflüchtete die Möglichkeit einer Verbindung mit Vorstellungen von "Heimat", wie in den Feldforschungen betont wurde. Diese Vorstellungen sind oftmals sehr vage, weil Afghanistan in den von Flucht bestimmten Lebensgeschichten weniger eine Heimat als eine Art Herkunftsnarrativ darstellt. So helfen afghanische Popkonzerte und Clubbings auch beim Finden einer kulturellen Identität der sich neu formierenden lokalen diasporischen Community. Die massgeblichen Impulse erhält afghanische Popmusik aus den diasporischen Zentren – fast alle afghanischen Popstars leben im europäischen oder us-amerikanischen und kanadischen Exil.

Tanzen ist ein wesentliches Element der Rezeption von afghanischer Popmusik in der Diaspora. Es ermöglicht die aktive musikalische und körperliche Partizipation, in der Tanzende auf kulturelles Körperwissen zurückgreifen. Das Einsetzen des Körpers als kulturelles Ausdrucksmittel hat sexualisierte und vergeschlechtlichte Bedeutungen und stellt gleichzeitig eine wesentliche Form der Beschäftigung mit der eigenen kulturellen und ethnischen Identität dar. Tanzen bedeutet Interaktion mit Anderen – besonders die freien Tanzmuster zu rhythmischer afghanischer Popmusik, beruhen auf der körperlichen Kommunikation zwischen zwei Menschen. In den Konzerten und Clubbings sind das mehrheitlich Männer, die mit ihren erhobenen Armen in Zweiergruppen Tanzeinheiten bilden. Die Tanzbewegungen dieser männlichen Zweiertänze, schon allein die Tatsache, dass zwei Männer zusammen tanzen, verweist auf die kulturspezifische geschlechterperformative Signalwirkung sich bewegender Körper, mit der kulturelle Unterschiede in geschlechts- und sexualitätsspezifischen Zuschreibungen an gewisse Körperbewegungen deutlich werden. Während kreisende Bewegungen der Armgelenke, eine starke Aufeinanderbezogenheit der Oberkörperpositionen zweier männlicher Tanzpartner sowie der Einsatz von Schultern und Hüfte in vielen Teilen des globalen Nordens nicht unbedingt als maskulin gelten, tragen dieselben Körperbewegungen und Tanzelemente in diesem spezifischen afghanischen Kontext eine

männliche heteronormative, wenn auch homosoziale Attribuierung. Auffällig ist auch, dass gemischtgeschlechtliches Tanzen – in Afghanistan absolut unüblich – für die meisten afghanischen Geflüchteten ungewohnt ist, sich aber allmählich etabliert, was zeigt, wie Neudefinierungen von Geschlechterordnungen musikalisch und tänzerisch angewandt werden.

Migration interdependent denken

Die Interdependenz von Marginalisierungen auf Basis von Ethnizität, Migrationsgeschichte, Aufenthaltsstatus, Alter, Geschlecht, Sexualität, Klasse, Bildung etc. verdeutlicht die Notwendigkeit, Migrationen als (mitunter alternativlose aber dennoch) autonome menschliche Handlungen wahrzunehmen,⁷ sowie auch Geschlecht und Sexualität als von migrantischer Agency bestimmt zu denken. Marginalisierungen sind nicht per se

existent – sie werden geschaffen und mit Strukturen ausgestattet. Für das Finden einer selbstbestimmten kulturellen Identität in der Diaspora geben Musik und Tanz wichtige Impulse, sie sind Stützen der Resilienz und Selbstbehauptung und Vehikel für Selbstermächtigung sich neu formierender diasporischer Communities.

"Neudefinierungen von Geschlechterordnungen werden musikalisch und tänzerisch angewandt."

*Dr. Marko Kölbl ist Assistent am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Musik von Minderheiten, Flucht und Migration, Gender/Queer. Seine Dissertation in Ethnomusikologie hat er 2017 zu burgenlandkroatischen und kroatischen Totenklagen abgeschlossen.

¹Hemetek, Ursula: Musical Practices of Immigrants from the Former Yugoslavia and Turkey in Vienna I: Methodology, Concepts, Background, Structuring, in: Hemetek, Ursula/Reyes, Adelaida (Hg.), Cultural Diversity in the Urban Area: Explorations in Urban Ethnomusicology (Klanglese 4), Wien 2007.

²Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres. Online: www.bmeia.gv.at/reise-aufenthal/reiseinformation/land/afghanistan/, Zugriff: Juni 2018.

³Asylkoordination Online: www.asyl.at/de/news/newsliste/afghanischegefluechteteforderungsgerechtigkeitundabschiebestopp/, Zugriff: Juni 2018.

⁴www.ots.at/presseaussendung/OTS_20180316_OTS0134/thema-am-19-maerz-afghanen-in-oesterreich-wie-gefaehrlich-sind-sie, Zugriff Juni 2018.

⁵Vgl.: Zulfukar, Çetin: Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin, Bielefeld 2012.

⁶Ahmad, Ali: The perception of gender relations and gender-based violence of Afghans living in Austria. Findings of small-scale micro-sociological research, Wien 2017.

⁷Forschungsgruppe TRANSIT MIGRATION (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas, Bielefeld 2007.

Den Frauen gehört die Nacht

Das Kollektiv "Les Belles de Nuit" mischt die elektronische Clubszene der Schweiz auf.

I Rosanna Grüter*

Eine ganz normale Samstagnacht in Zürich. Vor den Clubs stehen die Menschen Schlange, es nieselt. Eine Gruppe junger Männer wird an der Türe abgewiesen, sie hätten zu wenige Frauen dabei. Frustriert ziehen sie weiter. Der Selekteur wechselt ein paar Worte mit den Securities und der Host spricht in sein Headset. Drinnen beginnt sich die Tanzfläche langsam zu füllen und der Veranstalter trinkt im Backstage-Bereich ein Bier mit dem nächsten DJ. Von drei Floors dröhnt eine Kakophonie elektronischer Klänge.

Wer in der elektronischen Clubszene der Schweiz unterwegs ist, der oder die weiss: Frauen sind zwar gern gesehene Gäste, treten jedoch beinahe ausschliesslich als Konsumentinnen, Bardamen oder "optische" Aufwertung auf Flyern in Erscheinung. Dass Frauen aber als Veranstalterinnen, DJs oder Produzentinnen auftreten, ist äusserst selten: Schätzungen gehen davon aus, dass sich der Frauenanteil in der elektronischen Musik irgendwo zwischen 5 und 20% bewegt.¹ Die Gründe dafür sind vielfältig, häufig wird jedoch die Technikintensität der elektronischen Musik sowie die Unvereinbarkeit von Nachtleben und Familie erwähnt.² Dennoch wird die mangelnde Diversität in der elektronischen Musikszene erst seit relativ kurzer Zeit öffentlich diskutiert.

Dass sie überhaupt diskutiert wird, dürfte unter anderem dem Frauenkollektiv "Les Belles De Nuit", kurz LBDN, zu verdanken sein. 2014 stellte die im Nachtleben von Zürich tief verwurzelte Crew fest, dass sich elektronische Musik zum erfolgreichen Schweizer Exportgut entwickelt, Frauen an dieser Entwicklung jedoch nur einen geringen Anteil haben und dass im kommerziellen Austausch zwischen den Clubkulturen "(...) neun von zehn gebuchten Künstlern Männer sind".³ Folgerichtig veranstalteten LBDN zunächst also ihr eigenes elektronisches Musikfestival im Ausland – namentlich in Istanbul, wo Frauen noch seltener als Macherinnen in Erscheinung treten als hierzulande – bevor sie sich der Arbeit an der einheimischen "Front" zuwandten: Der Vernetzung und Unterstützung von Frauen in der elektronischen Musikszene der Schweiz. Erklärtes Ziel von LBDN ist es, Frauen und andere, in der elektronischen Musikkultur unterrepräsentierte Gruppen, zu fördern und zu vernetzen, ihre Gleichstellung aktiv voranzutreiben und ihre Wahrnehmung, Mitbestimmung und wirtschaftliche Teilhabe zu stärken.



Die Partys und Festivals, die LBDN mit diesem Ziel vor Augen veranstalten, bieten den Macherinnen der elektronischen Musikszene eine einzigartige Plattform: Von der Sicherheit über die Visuals bis hin zum sorgfältig ausgewählten Line-Up wird nach Möglichkeit auf weibliches Personal gesetzt. Männer sind natürlich stets willkommen – ob in Istanbul, in Zürich, oder so wie nächstes Jahr, am "Genderbending Music Festival" in Belgrad – allerdings für einmal hauptsächlich als Konsumenten und Gäste.

Dass LBDN mit ihrer Strategie nicht auf taube Ohren stossen, sondern auf sehr viel Gegenliebe, dürfte nicht zuletzt der Art und Weise zu verdanken sein, mit der das Kollektiv seine Ziele verfolgt: Nicht mit erhobenem Zeigefinger und Schuldzuweisungen, sondern mit einer positiven Grundhaltung und unendlich viel Liebe zur Rave-Kultur an sich. Der beste Beweis dafür ist wohl die weisse Eule, die seit Anfang dieses Jahres in den Vereinsräumen von LBDN steht: Ein "Swiss Nightlife Award" für besondere Leistungen im Schweizer Nachtleben.

*Rosanna Grüter, geboren 1984 in Zürich, arbeitet bei Schweizer Radio und Fernsehen SRF. Sie produziert und moderiert dort die elektronische Musiksendung "CH Beats" auf SRF3. Ausserdem ist sie Mitglied der Kommission Jazz/Pop/Rock der Stadt Zürcher Kulturförderung und seit vier Jahren als DJ in den Schweizer Clubs unterwegs. Sie ist das neuste Mitglied von "Les Belles de Nuit".

¹ Vgl. Beyer, Theresa: Männerdomäne Elektronische Musik. Eine Inventur, in: Dissonance 142, Schweizer Musikzeitschrift für Forschung und Kreation, 2018, S. 2-7, hier S. 2.

² Vgl. ebd., S. 3.

³ Moser, Christoph: Ihr bringt uns den Glitter, in: Die Zeit 2014, H. 21, S. 1-2.

Mobiles, Quoten und Vorbilder

Noch immer sind Frauen* in der Schweizer Musikbranche stark unterrepräsentiert. Damit Gender-Diversität gelebt wird, müssen alle beteiligten Akteur*innen der Branche mitziehen. Der Verein Helvetiarockt setzt sich mit Sensibilisierungsarbeit und Förderprojekten für die Gleichstellung in der Musikwelt ein.

I Regula Frei* und Aurelia Meier**

In den letzten 10 Jahren studierten an den Musikhochschulen Abteilung Jazz in Bern, Lausanne und Basel 21 Prozent Frauen. Davon gut die Hälfte Gesang.¹ Bei Zählungen an den grossen Schweizer Pop/Rock-Festivals liegt der Frauenanteil gar um die 10 Prozent.

Helvetiarockt arbeitet seit bald 10 Jahren proaktiv am Wandel "Musikbranche goes Equality". Systematisch wirbelt die Organisation tagtäglich die Branche in Richtung Gleichstellung auf. Die Branche ist ein dynamisch-komplexes System. Vereinfacht stellen wir es uns als Mobile vor, welches aus unterschiedlich mächtigen und divers platzierten Teilen besteht. Helvetiarockt ist der Wind und hält das Mobile in Bewegung, denn wenn auch nur ein Teil stillsteht, ist das gesamte System blockiert.

Labels, Managements, Clubs, Festivals, Medienschaffende, um nur einige aufzuführen, haben eine mächtige Position innerhalb des Mobiles und einen grossen Einfluss auf den Erfolg und die Sichtbarkeit von Musiker*innen. Dabei orientieren sie sich an Kriterien, wie beispielsweise Qualität, Aktualität und Wirtschaftlichkeit. In diesen Entscheidungsprozessen spielen die Vernetzungen zwischen den Teilen sowie auch das Ziel sich zu etablieren und schliesslich auch finanziell überleben zu können, eine grosse Rolle. Durch die Digitalisierung ist der wirtschaftliche Druck der ganzen Branche gestiegen und das Mobile muss sich neu erfinden. Diese Dynamik kann dazu führen, dass bei gewissen Akteur*innen das Blickfeld kleiner wird und gängige diskriminierende Strukturen und Entscheidungsprozesse sich verfestigen.

Umso wichtiger ist die Sensibilisierung aller dieser Akteur*innen und das Etablieren von Quoten. Dies gilt auch auf 'unsichtbareren' Ebenen wie bei der Ton- und Lichttechnik, bei der Musikproduktion, der Bildung sowie bei Förderstellen und Gremien von Preisverleihungen. Bei jedem Ziel, das mensch erreichen will, werden messbare Kriterien genutzt. Warum also nicht auch bei der Gender-Diversität? Quoten sind ein wichtiges Messkriterium auf dem Weg zur Gleichstellung. Sie fordern uns heraus Handlungen zu reflektieren und tragen dazu bei, Gewohnheiten nachhaltig zu überdenken.

Um die Branche in Bewegung zu bringen, werden je nach Player verschiedene Ansatzpunkte gewählt und konkrete Handlungsfelder aufgezeigt. Dabei ist der direkte Austausch face-to-face stets eine effektive Methode. Unterstützend wirkt auch die internationale Keychange-Initiative, welche Festivals ermutigt, bis 2022 eine 50:50 Quote in der Organisation sowie auf den Bühnen zu erreichen. Weltweit haben sich bereits 85 Festivals der Initiative angeschlossen. Darunter als einziges Schweizer Festival das "B-Sides". Auch hier gibt es noch viel Luft nach oben. Die Schweiz hat eine der höchsten Dichten an Festivals – dafür sind wir bekannt. Und damit stehen wir auch in der Verantwortung.

Bei Helvetiarockt steht aber nicht nur die Arbeit an Strukturen im Zentrum, sondern auch die gezielte Sichtbarmachung und Förderung von Musikerinnen*. Die Popkultur hat viel mit Sex und Technik zu tun. Beides Themenfelder, in denen Frauen* in den Schatten oder sexistisch ins Rampenlicht gestellt werden. An dieser Realität orientieren wir uns, in dieser Realität entwickeln wir uns. Deswegen stärken wir Frauen* und Mädchen*, selbstbewusst eigene Wege zu gehen und Bestehendes zu hinterfragen. In spezifischen Projekten werden sie von professionellen Musikerinnen* gecoach, ihnen wird aufgezeigt, dass Musikerin*, DJ oder Produzentin* ein Beruf ist; dazu wird ihnen eine gute Portion Selbstvertrauen mit auf den Weg gegeben. Unser neuestes Projekt "Female* Music Lab" fokussiert zudem die technischen Aspekte rund um Musikproduktion und DJing. Darüber hinaus werden wir uns weiterhin auch für den Netzwerkgedanken und den Wissensaustausch unter Frauen* in der Musikbranche einsetzen.²

*/**Regula Frei und Aurelia Meier sind undiplomierte Feministinnen* und arbeiten für den Verein Helvetiarockt.

¹ Bossart, Sonja: Ein Jazzstudium – reine Männersache? Warum sich weniger Frauen als Männer für ein Jazzstudium entscheiden, Lausanne HEMU 2017.

²Weitere Informationen zu Helvetiarockt: www.helvetiarockt.ch. Am 27. Oktober 2018 organisiert Helvetiarockt in Bern den Empowerment Day 2018: www.empowermentday.ch.

Veranstaltungen Master Minor Gender Studies

Hier finden Sie die Pflicht- und Wahlpflichtveranstaltungen des IZFG. Anrechenbare Wahlpflichtveranstaltungen aus diversen Disziplinen der Universität Bern finden Sie auf der Website des IZFG unter Graduate School / Lehrveranstaltungen.



SEMINAR

Einführung in die Geschlechterforschung

Dr. Fabienne Amlinger

5 ECTS

Freitag, 10.15-11.45 Uhr

In diesem Seminar werden die Studierenden mit theoretischen Grundlagen der Geschlechterforschung vertraut gemacht. Anhand ausgewählter Texte lernen sie Theoriediskussionen und -traditionen der Gender Studies kennen. Zentral ist dabei die Auseinandersetzung mit den Prozessen der sozialen Konstruktion von Geschlecht (Gender). Dabei werden sowohl Erkenntnisse aus der Geschichte (Entstehung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere), als auch aus der Soziologie (Ethnomethodologie) und der Philosophie (Judith Butler) in den Blick genommen.

SEMINAR

Gender und Sport in Theorie und Praxis

Dr. Marianne Meier

5 ECTS

Freitag, 12.15-13.45 Uhr

Ein zentraler Fokus dieses inter- und transdisziplinären Seminars (eine Zusammenarbeit des IZFG und des Instituts für Sportwissenschaft), liegt auf der Thematisierung von Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Solche Mechanismen werden zum Beispiel anhand von Konzepten der internationalen Zusammenarbeit aufgezeigt. So anerkennen etwa die von der UNO propagierten "Sustainable Development Goals" (2016) den Sport explizit als Instrument zur Förderung der Geschlechtergleichstellung im globalen Kontext. Auf der anderen Seite wirken gesellschaftliche Phänomene wie Sexismus, Rassismus oder Homophobie, die den Sport strukturell prägen, exkludierend. In diesem Zusammenhang wird die komplexe Thematik der Intersexualität im Spitzensport anhand des Falles der südafrikanischen Olympiasiegerin Caster Semenya untersucht.

SEMINAR

Global Intimate Economies

Dr. des. Veronika Siegl

5 ECTS

Donnerstag, 14.15-15.45 Uhr

The intimate and the economic are often believed to belong to different spheres of life that must not intersect. However, intimate economies – e.g. sex, care, and reproductive work – have always existed and are becoming increasingly globalized.

There is a lively debate about the rights and wrongs of these economies. Many regard the commodification of intimacy as potentially exploitative and damaging to human dignity. Taking these critiques as starting point, the course offers an introduction to feminist perspectives on global intimate economies.

SEMINAR

Discrimination

Prof. Dr. Anna Theresa Goppel,

Prof. Dr. Patricia Purtschert

5 ECTS

Donnerstag, 10.15-11.45 Uhr

Discrimination is widely accepted as socially harmful and morally deeply appalling. Nevertheless, it is widely present in our current societies, affecting women, people of colour, individuals who are handicapped, people who have certain sexual orientations or gender identities and many others. What is discrimination, how does it affect individuals, how is it based on structural inequalities and what makes it wrong? Which strategies and practices of resistance have been developed against discrimination and how effective are they? These and other questions will be explored in this course based on current philosophical texts and literature from cultural and gender studies, aiming to better understand the concept, occurrences and moral specifics of discrimination.

Graduate School Gender Studies

Die Graduate School Gender Studies richtet sich an engagierte Doktorand_innen der Universität Bern, welche sich im Rahmen ihrer Dissertation mit der Analysekategorie Geschlecht befassen oder feministische / intersektionale Ansätze als zentrale Perspektive ihres Forschungsvorhabens ausweisen und an einem interdisziplinären Austausch interessiert sind. Es sind Doktorierende aus allen Fakultäten willkommen.

Nächste Veranstaltung:

6./7. September 2018

Workshop mit Margo Okazawa-Rey

"Using Feminist Research for Social Change: Purpose, Strategies, and Accountability"

Weitere Informationen bei Tina Buechler:
tina.buechler@izfg.unibe.ch und unter:
www.izfg.unibe / Graduate School / Doktoratsprogramm



AUS DEM IZFG

Veranstaltungen der Dampfzentrale Bern in Zusammenarbeit mit dem IZFG

7. Oktober 2018

Mette Ingvarstsen "21 Pornographies"

Einführung und Nachgespräch

2. November 2018

Barbara Duden und Fred Fritsche

Salongespräch: "Wa(h)re Liebe"

5. November 2018

Eisa Jocson "Macho Dancer / Corponomy"

Einführung und Nachgespräch

Weitere Informationen: www.dampfzentrale.ch

"like2be" – Lernspiel und Begleitmaterial für den Berufswahlunterricht

Schweizer Jugendliche wählen ihre Berufe sehr geschlechterstereotyp. Als Massnahme zur Förderung geschlechtsunabhängiger Berufswahl hat das IZFG, in enger Zusammenarbeit mit Partnerinnen und Partnern aus der Praxis, ein elektronisches Lernspiel und didaktisches Begleitmaterial für den Berufswahlunterricht entwickelt.

I Monika Hofmann* und Janine Lüthi**

"like2be" nahm als Wissenstransferprojekt am IZFG 2015 seinen Anfang. Zunächst wurde das Projekt im Rahmen von SNF-Agora finanziert, in der zweiten Phase schliesslich durch die Stiftung Mercator sowie durch das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG) und das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) finanziell unterstützt. Das Ziel war die Entwicklung eines Produkts zur Sensibilisierung und Unterstützung von Jugendlichen im Bereich Berufswahl und Geschlecht. Das Endprodukt besteht aus einem elektronischen Lernspiel und darauf aufbauendem, didaktischem Begleitmaterial zur Anwendung im Berufswahlunterricht. Im elektronischen Lernspiel schlüpfen Jugendliche in die Rolle von Berufscoaches und sind anderen fiktiven Charakteren dabei behilflich, eine möglichst passende (Lehr-)Stelle zu finden. Dabei beachten sie unter anderem die Lebensläufe, Wünsche und Fähigkeiten der Charaktere, aber auch die Anforderungen der verfügbaren Stellen. Das Lernspiel ermöglicht den Jugendlichen einerseits, den eigenen Berufswahlhorizont zu erweitern, indem sie im Spiel sowohl mit bekannten als auch wenig bekannten Berufen konfrontiert werden. Gleichzeitig werden sie bezüglich Geschlechterrollen und unterschiedlichen Lebensentwürfen sensibilisiert. Das Spiel fördert die Auseinandersetzung mit geschlechterstereotypen Zuschreibungen der Berufe und ermutigt die Jugendlichen dazu, bei der Berufswahl ihre persönlichen Fähigkeiten und Interessen zu fokussieren. Auf dieses Lernspiel baut das didaktische Begleitmaterial auf. In Form eines Kartensets bietet es Lehrpersonen konkrete Vorschläge für die inhaltliche Vertiefung von drei Themen: Vielfalt der Berufswelt, stereotype Berufsbilder sowie Lebensläufe und Berufswege. Neben den Unterrichtsvorschlägen enthält das Kartenset auch das dazu benötigte Material sowie Hintergrundinformationen zu den Spielinhalten.

Anwendung im Berufswahlunterricht

Das Lernspiel und das darauf aufbauende Begleitmaterial sind für den Berufswahlunterricht (3. Zyklus, 7. & 8. Klasse) konzipiert. "like2be" basiert auf dem Lehrplan 21 und schliesst an den Fachbereich "Berufliche Orientierung" an. Das Lernspiel dient



dem spielerischen Einstieg ins Thema während einer Lektion. Primäre Ziele sind das Spielen selbst und die Auseinandersetzung mit den Spielinhalten. Während des Spielens werden die Jugendlichen mit verschiedenen Berufen, unterschiedlichen Personen und diversen Berufsbiographien konfrontiert. In ein bis drei weiteren Lektionen können mithilfe des Begleitmaterials je nach Bedarf Themen aus dem Spiel (Vielfalt der Berufswelt, stereotype Berufsbilder, Lebensläufe und Berufswege) aufgenommen und vertieft werden.

Praxisorientierte Entwicklung

Um ein möglichst innovatives, lehrreiches aber auch unterhaltsames Produkt zu schaffen, wurden das Spiel und das Begleitmaterial in enger Zusammenarbeit mit Schülerinnen und Schülern, Lehrpersonen wie auch Fachpersonen aus der Berufsberatung, Erziehungswissenschaft und Gleichstellungsarbeit entwickelt. Wiederholte Tests des Lernspiels mit Schulklassen ermöglichten die Evaluation und Anpassung etwa der Qualität des Spielinhaltes, des Schwierigkeitsgrads oder auch des Spassfaktors. Das didaktische Begleitmaterial wurde sowohl durch Lehrpersonen als auch Berufsberatende getestet und entsprechend optimiert. Der Einbezug der Zielgruppen in die Entwicklung und Evaluation des Materials garantieren eine einfache Anwendung im Unterricht und inhaltliche Anbindung an den Lehrplan 21.

Angebot und Verfügbarkeit

Das Lernspiel sowie das Begleitmaterial sind als kostenloses Dienstleistungsangebot für die schulische Berufswahlvorbereitung und für Berufsberatungsinstitutionen konzipiert. Das Angebot ist in drei Landessprachen verfügbar und erhältlich unter: www.like2be.ch. Das gedruckte Begleitmaterial kann mit einer Mail an izfg-info@izfg.unibe.ch bestellt werden (solange Vorrat).

*Monika Hofmann, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG in den Bereichen Wissenstransfer, Kommunikation und Gleichstellungspolitik.

**Dr. Janine Lüthi ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am IZFG in den Bereichen Evaluation und Gleichstellungspolitik.

"The Evidence of Things Not Seen": Queering Europe with James Baldwin

A report on the conference which took place on 22/23 February 2018 in Bern.

I Ana Sobral*

A number of interrelated issues surrounding Baldwin's impact on current artistic, activist and scholarly work emerged at the conference. Chief among them were the question of erasure and the concomitant practice of unerasure. Paola Bacchetta's keynote lecture drew our attention to the erasure of Baldwin as a black queer man: even today much 'straight-washing' of Baldwin as a public figure takes place. Erasure and unerasure are also at the core of Sasha Huber's artistic work, namely, in her portrait of Baldwin in the Swiss village Leukerbad. The portrait acts against the erasure of his memory in Switzerland itself. Keelyn Bradley turned our attention to today's impacts of structural inequality. Bradley addressed the failure to recognize the multiplicity of experiences of peoples of African descent, an act which he labelled as "miscounting".

A second prominent theme was the notion of the archive. Bacchetta presented her own efforts of archiving queer of colour experiences in France. Amal Alhaag and Maria Guggenbichler's video performance used snippets of different audio-/visual materials on social media to celebrate resistance towards erasure in the artistic endeavours of non-white performers and thinkers.

All aspects mentioned above are connected to the wider topic of memory, and its relation to collective (national) narratives. Noémi Michel framed this topic with a quote by Baldwin, who problematizes "what one does not remember". This again links back to Bacchetta's keynote, which addressed the selective glorification of particular authors, and Baldwin's

ambivalent position in France. As she put it, states are happy to denounce racism outside their borders, and by celebrating Baldwin as an intellectual icon, France deflects attention from racism at home. The questions of movement and representation in memory also emerged in Julian Warner's discussion of Baldwin's essay "A Stranger in the Village", which includes a problematic representation of Africans from the continent as passive bystanders, and thereby betrays a Eurocentric mindset. Finally, Vanessa E. Thompson's discussion of the Black Lives Matter movement in Germany addressed the awareness of "the daily devastation and humiliation we are forced to relive again and again and again". This statement by a member significantly attests to the impossibility of burying the memory of oppression experienced by people of colour.

Much of the debate at the conference revolved around issues of innocence and politeness, which are themselves closely linked to processes of erasure that seem on the surface non-violent, but in fact perpetuate the violence of exclusion. Bacchetta problematized the ways in which race is assumed to be a question of colour, which in turn leads to an assumption of neutrality among white subjects. Here, Baldwin can serve as a corrective, particularly his observation that in a racialized regime all subjects are in fact racialized. The question of "white innocence" was equally at the centre of Jovita Pinto and Patricia Purtschert's intervention. It was presented as a useful concept to describe the way Switzerland perceives itself, namely through an "innocent questioning of the stranger" that eschews debates on entrenched racism.

The conference provided a space to address the many entanglements in histories, experiences, memories and performances. As Warner put it, we need spaces where all our stories and all our perspectives are integrated. The notion of entanglement was also foregrounded in Madafi Pierre's poem performance "I am a Neg", which addressed the complex relationship between Europe and the Americas, which makes questions such as "what is your origin" moot. While James Baldwin figured as a groundbreaking thinker who pioneered such questions and debates, the enthusiasm and fruitful exchanges at this conference attest to the great relevance of thinking Baldwin further in Europe and beyond.



*Prof. Dr. Ana Sobral is Assistant Professor of Global Literatures in English at the University of Zurich.

Schweizer Geschichtsschreibung in Aufbruchstimmung

Am 19./20. April 2018 wurde in vollbesetzten Sälen an der Universität Bern rege darüber debattiert, weshalb Schweizer Geschichte und ihre Verflechtungen neu gedacht werden sollen. Ein Bericht zur Tagung "Von der Kolonisierung zur Globalisierung", der zeigt, wie vorherrschende Diskurse gemeinsam von Wissenschaft und Politik aufgebrochen werden können.

I Vanessa Näf* und Nora Trenkel**

Trump und AFD, aber auch Macron und die Migrationspolitik der politischen Mitte: "This is a dangerous, antidemocratic and antiintellectual moment in history. We should have been prepared for this." Ann Laura Stoler's Auftakt für die Tagung "Von der Kolonisierung zur Globalisierung" hätte packender nicht sein können. Stoler ist Professorin an der New School for Social Research in New York. Sie wird umtrieben davon, dass politische Kategorien und Konzepte, an denen die wissenschaftliche Gemeinschaft lange festgehalten habe, mittlerweile unzulänglich seien. Mit *interior frontiers* belebt sie im vollen Auditorium Maximum ein Konzept wieder, das ihrer Ansicht nach das Potential geboten hätte, vorbereitet gewesen zu sein. Mit *interior frontiers* werden Grenzen als ein mobiles soziales Konstrukt verstanden, das sich durch alle gesellschaftlichen Sphären zieht. Stoler's Aufruf an die Akademie, Konzepte zu benutzen, die bisher Unsichtbares sichtbar machen, findet Anklang bei den Vortragenden: Diverse Ansätze werden im Laufe der Tagung entwickelt und diskutiert.

Die Welt als Bühne der Schweizer Geschichte

Patricia Purtschert und Christof Dejung begrüßen im Namen der Organisator_innen, und Mitorganisator Bernhard Schär von der ETH Zürich zeigt die Notwendigkeit einer neuen Schweizer Geschichtsschreibung – nämlich die Historiographie einer globalen Schweiz, die ein "polyzentrisches Netzwerk" bildet. Nur wenn wir verstünden, dass sich Schweizer Geschichte nie ausschliesslich auf deren nationalem Territorium abgespielt habe, so Schär, können wir Fragen an die Geschichte stellen, in denen sich 'unsere' Geschichten wiederfinden. Geschichten, deren Subjekte laut Bundesamt für Statistik zu 40% einen sogenannten Migrationshintergrund aufweisen. Eine solche Konzipierung kann dazu beitragen, dass die Geschichtsschreibung weniger zur Konstruktion von *interior frontiers* beiträgt. In drei Panels werden Ideen dazu präsentiert: Francesca Falk arbeitet beispielsweise die Bedeutung der Migration als Motor der Emanzipation für Frauen in der Schweiz heraus. Aus ihren Erkenntnissen leitet sie die Forderung nach einer "Migrantisierung der gesamten Geschichte", statt der Schreibung einer Migrationsgeschichte ab. Im Anschluss an jedes Panel kommentieren Vertreter_innen aus Organisationen der Zivilgesellschaft die Inputs und schlagen die Brücke von den wissenschaftlichen Beiträgen zu ihrer Arbeit. Noémi Michel und Jovita Pinto machen in ihren jeweiligen Beiträgen auf einen weiteren



Punkt aufmerksam: Es braucht nicht nur eine neue Geschichtsschreibung, sondern die bereits geschriebene Geschichte sollte auch auf marginalisierte nicht-weiße Geschichte hin untersucht werden. Exemplarisch für die "Löcher" und "weissen Flecken" (Jovita Pinto) in der Schweizer Geschichtsschreibung dient dabei mehrmals das Historische Lexikon der Schweiz. So zeigt Noémi Michel am Beispiel zum Eintrag im Lexikon zu Haiti, wie durch selektive Darstellung die Haitianische Revolution kaum rezipiert wird und vierfach grösseres Gewicht auf die "Entwicklungshilfe" gelegt wird, welche die Schweiz in Haiti leistete.

Auf die Verstrickungen der Entwicklungshilfe mit kolonialen Diskursen macht auch das dritte und letzte Panel der Tagung aufmerksam. Daniel Speich-Chassé wirft einen kritischen Blick auf die "Humanitäre Tradition der Schweiz". Er kommt zum Schluss, dass diese vor allem ein politisches Konstrukt sei, das dazu dient, eine eigene nationale Identität herzustellen.

Aufbruch in eine neue Ära?

Im Roundtable zum Schluss stellen sich acht Fachpersonen aus Wissenschaft und Politik den Fragen des Journalisten Christoph Keller. Er bittet alle, eine kurze Geschichte zu erzählen, die den herrschenden Diskurs in eine andere Richtung lenkt. Die teils metaphorischen Stories treffen dabei im Kern, was an der Tagung diskutiert wurde: Es gibt keine Geschichte, die uns nicht betrifft. So endet die Tagung mit acht neuen Geschichten und der Hoffnung auf Aufbruch im Selbstbild der Schweiz – hin zu einem Selbstbild, das nicht an den äusseren (nationalen) Grenzen haltmacht und das dadurch zum Abbau der inneren Grenzen beiträgt.

*Vanessa Näf, B.A., ist Hilfsassistentin am IZFG. Sie studiert im Master Soziolinguistik und Gender Studies an der Universität Bern.

**Nora Trenkel, B.A., ist Hilfsassistentin am IZFG. Sie studiert im Master Sozialanthropologie an der Universität Bern.

Ich studiere Gender Studies!

Sarah Probst studiert im Master Major Geschichte mit Minor Gender Studies.

"Wir, die keine Geschichte haben", so lautete der Refrain eines Liedes der neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre, das Aktivistinnen bei Strassenaktionen, Demonstrationen oder Festen sangen. Nahezu zeitgleich fand die feministische Forderung nach einer Geschichte von Frauen Eingang in die Wissenschaft. Frauenbewegte Historikerinnen kritisierten die bis anhin fast ausschliesslich von "grossen Männern" dominierten Geschichtsdarstellungen. Diese konstitutive Verknüpfung von Bewegung und Wissenschaft erscheint mir zentral für die Entwicklung der Frauen- und später Geschlechterforschung und prägte auch mein Interesse daran.

Mit der Kategorie Geschlecht kam ich bereits in einigen Geschichtsveranstaltungen während meines Bachelorstudiums in Berührung. In meiner Bachelorarbeit beschäftigte ich mich dann ausführlicher mit feministischer Historiographie und war beeindruckt von der fundamentalen Wissenschaftskritik der frühen Frauenforschung. Die feministische Kritik am Objektivitätsbegriff verdeutlichte mir, dass Forschung immer perspektivisch ist, dass Wissen und Macht ganz grundlegend miteinander verknüpft sind und letztlich, dass auch Wissen(schaft) ein Geschlecht hat. Welche Themen Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion werden – das machte mir die Auseinandersetzung mit den Anfängen der "Frauengeschichte" klar –, ist immer auch abhängig von gesellschaftlichen Machtkonstellationen, die ihrerseits den Zugang zu Bildungsinstitutionen vorgeben und einschränken.

Diesen Fragen nach der machtvollen Beschaffenheit von Wissen wollte ich mit der Wahl des Nebenfachs Gender Studies für mein Masterstudium ausführlicher nachgehen. Besonders meine Kenntnisse der theoretischen Grundlagen der Geschlechterforschung wollte ich vertiefen. Zentral erscheint mir dabei, dass es in den Kursen der Gender Studies darum geht, Komplexität aufzuzeigen: Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind meist verstrickter als es scheint und kaum in eindimensionalen Kategorien fassbar. Diese Verwobenheit analysieren wir beispielsweise in den Lehrveranstaltungen. Weiter lernte ich in meinem Studium, wie wichtig es ist, mich mit meiner eigenen gesellschaftlichen Verortung auseinanderzusetzen und zu begreifen, wie diese auf die Ergebnisse meiner Forschung einwirkt.

Geschlechterforschung ist für mich aber auch und in erster Linie ein politisches Projekt, das sich an Fragen sozialer Gerechtigkeit orientiert und einen gesellschaftsverändernden Anspruch hat. Um dies nicht aus den Augen zu verlieren, finde ich es wichtig, die bewegten Anfänge der Geschlechterforschung sowie die immer wiederkehrenden Interventionen aus aktivistischen Zusammenhängen in wissenschaftlichen Debatten der Geschlechterforschung präsent zu halten. Das Studium der Gender Studies ermöglicht mir, und darüber bin ich besonders froh, eine Reflexion von Fragen aus alltäglichen Erfahrungen, politischem Aktivismus und Wissenschaft miteinander zu kombinieren.



Regimes of Harmonization

An Ethnography of Corporate Practices in the Global Financial Industry.
Ein Dissertationsprojekt aus dem Doktoratsprogramm Gender Studies.

I Martina Eberle*

Mein Forschungsprojekt setzt sich mit zeitgenössischen Formen der Konstitution des Wissens, der Macht und des Individuums auseinander: Ich untersuche, wie das Individuum als Arbeitskraft in einem global operierenden Unternehmen der Finanzindustrie als *asset*, als Anlagegegenstand, in einem zeitgenössischen kapitalistischen Produktionssystem finanziert wird. Mittels der diskursiven Objekte *culture* und *value* und davon abgeleiteter Kriterien und Regelwerke definiert das Management, wie sich ein Individuum im Arbeitsalltag zu verhalten und auf welche Art und Weise es die Tätigkeiten am Arbeitsplatz zu verrichten hat. In Anlehnung an die Konzepte *biopower* und *biopolitics* von Michel Foucault frage ich in meiner Analyse nach den Eigenschaften und der Wirkungskraft dieser diskursiven Objekte und untersuche, wie diese zum Zweck der Gestaltung, Steuerung und Überwachung der Arbeitnehmerschaft konzipiert, in strategischen und operativen Prozessen des Unternehmens integriert und in einzelnen Individuen inkorporiert werden.

In historischen Kontexten wurde der Beitrag des Individuums im Arbeitsprozess unterschiedlich verstanden und entsprechend mit verschiedenen Einheiten gemessen und dokumentiert. So wurden in Buchhaltungsdokumenten von Plantagenbetrieben potentielle Arbeitsleistungen von Leibeigenen, gestützt auf individuelle, physische Merkmale, mit der Einheit *hand* und effektive Arbeitsleistungen, gestützt auf individuelle Arbeitsergebnisse, mit der Einheit *bale* (Baumwollballen) dokumentiert. Im Zeitalter der Industrialisierung wurde mit der Einheit *hour* die Arbeitszeit erfasst, die eine Arbeitskraft der Arbeitnehmerschaft für eine körperliche und geistige Leistung gegen Bezahlung zur Verfügung stellt. Durch die Verwendung der Begriffe *culture* und *value* in den Diskursen der zeitgenössischen Managementpraxis wird das Spektrum der Konzepte von Arbeit und Leistung massgeblich erweitert. Die einzelne Arbeitskraft wird als Produzentin von Gefühlen von Zugehörigkeit und als Repräsentantin von ethisch korrektem Verhalten konfiguriert und somit als Stifterin von Empfindungen von Identität und Gemeinsamkeit zugunsten der gesamten Arbeitnehmerschaft instrumentalisiert. Die Arbeitskraft wird als Erzeugerin einer *community*, einer Interessensgemeinschaft, auf neuartige Weise im kapitalistischen Produktionssystem integriert. Mit der Einführung der diskursiven Objekte *culture* und *value* werden soziale Grenzen und Zugehörigkeiten nicht mehr auf



Basis von Unterscheidungsmerkmalen, die beispielsweise den Kategorien Rasse oder Geschlecht angehören, gezogen, sondern auf Basis einer fingierten, gemeinsamen normativen Praxis, die einer Gruppe, losgelöst von sozialen Merkmalen wie Rasse oder Geschlecht, zugeschrieben wird. Das politische Konzept *diversity*, mit dem soziale Differenzen unter anderem entlang von Merkmalen von Rasse und Geschlecht artikuliert werden, tritt zugunsten der Konzeption einer rassen- und geschlechtslosen und somit homogenisierten und entpolitisierten Klasse der Arbeitnehmerschaft, welche entlang der normativen Kategorien *culture* und *value* konstruiert wird, in den Hintergrund: Das Individuum wird nicht auf Basis seiner sozialen Merkmale konstituiert, sondern auf Basis der Annahme seines inhärenten Potentials zur Selbstrealisation und Selbstkuratierung.

Dieses Forschungsprojekt zeigt exemplarisch auf, wie historische Strategien imperialer Herrschaft, welche ursprünglich im Kontext von Aktivitäten der Kolonialmächte entwickelt und eingesetzt wurden, heute in der strategischen Unternehmensführung perpetuiert werden. Die in den Anfängen der Anthropologie entwickelten Methoden zur Erfassung von sozialen Merkmalen zur Zuschreibung von Identitäten und Praktiken zur Konstruktion einer Gruppe von Menschen, die diese teilen, wurden und werden damals wie heute verwendet, um den politischen und ökonomischen Handlungsspielraum der einzelnen Person mittels Strategien der Ein- und Ausgrenzung zu kontrollieren. Soziale Unterschiede und Gemeinsamkeiten zur Differenzierung nach aussen und zur Harmonisierung nach innen werden etabliert, um hegemoniale Strukturen zu verankern und zu festigen, indem Macht und Kontrolle über das Individuum ausgeübt werden.

*Martina Eberle, MA, MBA, ist Doktorandin am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. Ihre Dissertation wird von Prof. Dr. Heinzpeter Znoj begleitet.

Mit Blick auf Gender in der Kulturellen Anthropologie der Musik

Dr. Anja Brunner forscht und lehrt am Institut für Musikwissenschaft an der Universität Bern aus einer Gender- und postkolonialen Perspektive über Populärmusik. Vorgängig war sie an der Universität Wien tätig.

I Vanessa Näf*

Seit zwei Jahren forscht Anja Brunner an der Universität Bern für ihre Habilitation im Bereich der Kulturellen Anthropologie der Musik. Diese bildet neben der historischen und der systematischen Musikwissenschaft ein Teilgebiet in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Musik. Anja Brunner untersucht in ihrer Forschung die Rolle von transnationalen Netzwerken und Gender für Zugehörigkeiten von syrischen Musikerinnen im deutschsprachigen Raum. Es geht dabei auch darum, wie die Musikerinnen im Rahmen ihrer persönlichen Migrationserfahrung ihr 'kulturelles Kapital' handhaben oder wie die Musikerinnen mit medialen Bildern über 'Frauen aus dem arabischen Raum' umgehen.

In der Forschung von Anja Brunner war die Untersuchung von Machtverhältnissen schon immer zentral angelegt. Globale Strukturen der Ungleichheit zu untersuchen und deren Auswirkungen auf die Populärmusik zu untersuchen, "liegt mir schon immer am Herz", so Anja Brunner. Gender hat sie seit jeher implizit thematisiert. In ihrer Habilitation macht Anja Brunner diese Perspektive nun explizit. Brunner verortet ihr Unterfangen im Kontext der Intersektionalitätsforschung, in der die Verwobenheit und Wechselwirkung von Persönlichkeitsmerkmalen analysiert werden. Es geht um das Aufdecken von individuellen Mehrfachidentitäten und deren Zusammenspiel mit musikalischen Tätigkeiten. In der Musikwissenschaft wurde, so Brunner, Geschlecht oft nur auf Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität beschränkt, dies ändere sich aber derzeit. Die *queer ethnomusicology*, die diese Kategorisierungen und Normen hinterfragt, sei noch ein sehr junges Forschungsfeld. Zu ihrer eigenen Positionierung als Forscherin führt Brunner aus: "Ich definiere mich selbst als Frau und werde als solche gesehen", das habe Einfluss auf den Forschungsprozess – sowohl innerhalb der universitären Kreise als auch im Feld selbst. Aus dem Feld berichtet sie, dass es in Interviewsituationen bedeutsam ist, dass sie eine Frau sei, da Menschen auf Männer und Frauen anders reagieren; in einem anderen Interview wiederum ist es ein hilfreiches 'verbindendes Element', dass Brunner auch Mutter ist. Die Ansicht, die eigene Person im Forschungsprozess zu reflektieren und zu benennen und den Prozess dialogisch zu gestalten, ist weit verbreitet in postkolonialer, feministischer und queertheoretischer Forschung.

Anja Brunner unterrichtet auch im Master-Studiengang "World Arts and Music" in Bern, bei dem sie die Studiengangleitung innehat. Im Gespräch wird



Foto: Daniel Rihs

deutlich, dass ihr die Lehrtätigkeiten viel bedeuten. Sie setzt sich aktiv für die Kommunikation zwischen Student*innen und Forscher*innen ein. Im Herbstsemester 2018 bietet sie ein Seminar an, das an die Tagung "Pop – Power – Positions: Global Relations and Popular Music" gekoppelt ist. Dieses Projekt wird von der Universität Bern im Rahmen der "Förderung Innovative Lehre" unterstützt. Auch in ihrem Habilitationsprojekt setzt Anja Brunner auf innovative Ideen: So versucht sie "Lecture Performances" in ihrer Forschung einzubauen, eine Art der Vermittlung von Wissenschaft, die mit künstlerischer Darstellung verschmilzt. Auch das kann dazu dienen, in der Wissenschaft generiertes Wissen in der breiteren Gesellschaft zirkulieren zu lassen und so Stereotype herauszufordern.

Die besagte Konferenz ist die 3. Konferenz des deutschsprachigen Zweigs der IASPM "International Association for the Study of Popular Music" und ist eine gut funktionierende Kooperation der Uni Bern, der Hochschule der Künste Bern sowie dem in Bern ansässigen Netzwerk für lokale und globale Sounds und Medien, "Norient", so Anja Brunner. Wichtig sei dabei auch die Verschränkung von Kunst und Wissenschaft, die sichtbar gemacht werden soll. Die Wissenschaft, aber auch die breite Gesellschaft, kann also gespannt sein, was von Anja Brunner in Zukunft zu hören sein wird. Klar ist: auch Gender-Forscher*innen- und Aktivist*innen sollten für musikalische Gender-Forschung unbedingt ein offenes Ohr haben!

*Vanessa Näf, B.A., arbeitet am IZFG als Hilfsassistentin und studiert im Master Soziolinguistik und Gender Studies an der Universität Bern.

Gender-Forschung an den Fakultäten der Universität Bern

Öffentliche Vortragsreihe der Abteilung für Gleichstellung der Universität Bern.

Die von der Abteilung für Gleichstellung initiierte Vortragsreihe wirft Schlaglichter auf aktuelle Forschungsgebiete der Geschlechterforschung an den acht Fakultäten der Universität Bern. Acht Fakultäten, acht Referenten und Referentinnen: Die Geschlechterforschung, ursprünglich vor allem in historisch-kulturwissenschaftlichen Disziplinen beheimatet, hat in den letzten Jahren in unterschiedlichste Fachrichtungen expandiert. Das Programm ist so vielfältig und überraschend, wie es die Geschlechterforschung inzwischen ist: Es reicht von Geschlechterverhältnissen in der Antike über Varianten der Geschlechtsentwicklung bei Kindern hin zu aktuellen Fragen um die Lohngleichheit. Ziel dieser Vortragsreihe ist auch, die Gender-Forschenden der Universität Bern zu vernetzen. Alle Interessierten sind herzlich zu den öffentlichen Vorträgen eingeladen.

Programm

Montag, 17. September 2018

Eröffnungsvortrag mit Vernetzungsapéro

Prof. Dr. Michèle Amacker, Prof. Dr. Patricia Purtschert
18:15 Uhr, Raum A003, UniS, Schanzeneckstr. 1

Montag, 24. September 2018

WISO-Fakultät

"Zweierlei Mass für Frauen und Männer? Zur doppelten

Moral der Bewertung gerechter Löhne"

Prof. Dr. Ben Jann, Barbara Zimmermann, M.A.
18:15 Uhr, Raum A-122, UniS, Schanzeneckstr. 1

Donnerstag, 18. Oktober 2018

Phil.-nat. Fakultät

"Nachhaltig gesund? Arbeitsmarkt Schweizer Gesundheitswesen aus globaler und lokaler Perspektive"

Prof. Dr. Susan Thieme
18:15 Uhr, Raum 129, Hauptgebäude, Hochschulstr. 4

Montag, 22. Oktober 2018

Vetsuisse-Fakultät

"Von Chimären, scheinbaren Ziegenböcken und kämpferischen Damen"

Prof. Dr. med. vet. Gaby Hirsbrunner
18:15 Uhr, Hörsaal Bremgartenstrasse, Eingang 109

Montag, 29. Oktober 2018

Phil.-hist. Fakultät

"Geschlechtergeschichte der Antike"

Prof. Dr. Thomas Späth
18:15 Uhr, Raum F005, Unitobler, Lerchenweg 36

Donnerstag, 8. November 2018

Medizinische Fakultät

"Varianten der Geschlechtsentwicklung beim Kind – Spielereien der Natur"

Prof. Dr. med. Christa Flück
18:15 Uhr, Hörsaal "Ettore Rossi", Kinderspital, Freiburgstr. 15

Donnerstag, 29. November 2018

Phil.-hum. Fakultät

"Geschlechterforschung aus einer arbeits- und organisations-psychologischen Sicht: Fokus auf Stereotypen und Berufswahl"

Dr. Rebekka Steiner, M. Sc. Anja Ghetta
18:15 Uhr, Raum B101, HSZ vonRoll, Fabrikstr. 8

Montag, 3. Dezember 2018

Theologische Fakultät

"Gender-trouble in GOTT? Bildstörungen und Bildbrüche im Dienst des Bildverbots"

Prof. Dr. Magdalene L. Frettlöh
18:15 Uhr, Raum F005, Unitobler, Lerchenweg 36

Montag, 10. Dezember 2018

Rechtswissenschaftliche Fakultät

"Zur Stellung von Menschenhandelsopfern im Asylverfahren"

Dr. iur. Nula Frei
18:15 Uhr, Raum A-122, UniS, Schanzeneckstr. 1



Kurs- und Coaching-Angebote der Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern (AfG)

Kurs HS18:

Nie mehr Lampenfieber! Gesehen, gehört und verstanden werden

Kurs für weibliche Universitätsangehörige

Anmeldeschluss: 27.09.2018

Durchführung: 25./26.10.2018

Anmeldung und Information unter:
www.gleichstellung.unibe.ch / Kurse

Coaching-Angebote (laufend):

Vereinbarkeits-Coaching für Mitarbeitende und Studierende

Coaching für Mitarbeitende und Studierende der Universität Bern und ihre PartnerInnen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie/Privateben

Fachliches Coaching für Nachwuchswissenschaftlerinnen ab Stufe Postdoc

Einzelcoachings zu wissenschaftlicher Standortbestimmung und Laufbahnplanung

Anmeldung und Information unter:
www.gleichstellung.unibe.ch / Kurse / Coachings



Frauen* in der Philosophie sichtbar machen!

Seit jeher befasst man sich in der Philosophie mit Fragen nach Gerechtigkeit, respektive Ungerechtigkeit. Dies sind schliesslich inhärent philosophisch-normative Begriffe. Gerade in Anbetracht dieser Tatsache ist es empörend, dass in diesem Gebiet immer noch eklatante Diskriminierung vorherrscht. Diese Tradition aufzubrechen, ist auch das Ziel des im September 2017 gegründeten Vereins "Society for Women in Philosophy Switzerland".

I Melanie Altanian* und Stephanie Deig**

Warum braucht es einen Verein für Frauen* in der Philosophie? Diese Frage wird uns oft gestellt. Manche sind der Ansicht, dass es hierfür bereits genügend Institutionen gäbe: Unser Strafgesetzbuch stellt Handlungen gegen die sexuelle Integrität von Einzelnen unter Strafe, die Bundesverfassung postuliert ein Gleichheitsgebot sowie ein Diskriminierungsverbot. Des Weiteren gibt es universitäre Beratungsstellen und Gleichstellungsbüros. Wozu also noch so einen Verein?

Eine einfache und unpolemische Strategie, diese Frage zu beantworten, ist anhand von Statistiken zu zeigen, dass Frauen* in der Schweiz und weltweit auf jedem Niveau der akademischen Philosophie wesentlich unterrepräsentiert sind.¹ Zahlen sagen jedoch noch wenig über die ernüchternden Umstände aus, mit denen Frauen* in der Philosophie bereits zu Beginn ihrer Ausbildung konfrontiert werden. Weder erläutern sie die negativen Konsequenzen dieser Umstände für Frauen*, die versuchen, sich in dieser Disziplin eine Karriere aufzubauen. Noch erklären sie das Faktum, wie es Institutionen weiterhin gelingt, ungeachtet der Garantien rechtlicher Gleichheit, sich von diesen Entwicklungen durch die Aufrechterhaltung zahlreicher traditioneller Strukturen zu isolieren.

Solche Umstände schränken die Möglichkeiten von Frauen* ein, sie führen zu Selbstzweifeln und Unsicherheiten in Bezug auf ihre Karriere und ihr Selbstverständnis. Sie erschweren es Frauen*, sich als Philosophinnen vorzustellen und unterminieren dadurch das Vertrauen in ihre Fähigkeiten, Ideen und Talente. Zahlen können diese negativen Auswirkungen und das Leid nicht erklären, die sich durch beabsichtigte und unbeabsichtigte Diskriminierung, sexuelle Belästigung, explizite und implizite Marginalisierung sowie Zurückweisung der Beiträge von Frauen* ergeben. Diese negativen Auswirkungen können nur begriffen werden, wenn die partikularen Erfahrungen und Erlebnisse von Frauen* artikuliert, anerkannt und strukturell berücksichtigt werden.

Auch am Institut für Philosophie der Universität Bern erfahren wir die fehlende Repräsentation von Frauen*, ob personell oder in den Studienplänen der Veranstaltungen. Doch auch die kritischen Äusserungen von Institutskollegen und Gutachtern in Bezug auf das Gebiet der feministischen Philosophie und dadurch in Bezug auf unsere Karrierechancen als feministische Philosophinnen haben zu

unserer Entscheidung geführt, einen Raum zu schaffen, um Erfahrungen und Arbeiten von Philosophinnen zu diskutieren, einander zu unterstützen sowie die diskriminierenden Strukturen und Herausforderungen ans Licht zu bringen und dagegen anzukämpfen.

Dieses Engagement begann bereits vor rund vier Jahren, als wir die Gruppe "Women in Philosophy Bern" gründeten. Unter anderem organisieren wir seither jedes Semester eine Lesegruppe, um Werke von Philosophinnen sowie das Gebiet der feministischen Philosophie den Studierenden näher zu bringen. Auch mit der Posterkampagne "Woman in Philosophy" versuchen wir, die Sichtbarkeit von Frauen* in der Philosophie zu verbessern. Und im Rahmen der Möglichkeiten sind wir auch aktiv an den Prozessen von Anstellungsverfahren beteiligt.

Im Dezember 2017 haben wir mit der "Women in Philosophy Bern" den "Prix Lux", den Gleichstellungspreis der Universität Bern, gewonnen. Dies fiel in eine Zeit, in der wir die Gruppe auf ein neues Level gehoben haben: Inspiriert von der globalen SWIP Bewegung gründeten wir am 12. September 2017 den gemeinnützigen Verein "Society for Women in Philosophy Switzerland" (SWIP CH). Um all unsere Initiativen umsetzen zu können, sind wir vor allem auch auf aktive Mitglieder angewiesen. Wir würden uns also sehr darüber freuen, wenn sich der/die eine oder andere in unserem Verein engagieren würde. Wir freuen uns auch über finanzielle Unterstützung. Weitere Informationen, wie zum Beispiel zu unserer Tagung,² sind auf unserer Webseite zu finden: www.swip.unibe.ch.

*Melanie Altanian, M.A., ist Doktorandin am Institut für Philosophie und Mitglied der Graduate School of the Humanities der Universität Bern. Im Rahmen ihres SNF Doc.CH finanzierten Projekts befasst sie sich mit epistemischer Ungerechtigkeit im Kontext von systematischer Völkermordleugnung.

**Stephanie Deig, M.A., ist Doktorandin am Institut für Philosophie und Mitglied der Graduate School Gender Studies am IZFG der Universität Bern.

¹Gemäss einer neuen explorativen Studie von Prof. Dr. Catherine Herfeld (Universität Zürich) sieht der durchschnittliche Frauenanteil in der Philosophie (2005-2016) in der Schweiz wie folgt aus: BA 37%, MA 40%, PhD 26%, Mittelbau 32%, Professuren 15%.

²Die erste SWIP CH Netzwerk-Tagung findet vom 23.-24. November 2018 in Bern statt.

"How to Fight Fascism?" – Clara Zetkin's Feminism and Anti-Fascism

In the Spring of 2018, Dr. Ankica Čakardić, from the University of Zagreb, held a guest lecture on the oeuvre of Clara Zetkin. The event was organised by students of the programme of Gender Studies in cooperation with Dr. Victor Strazzeri, research fellow at the Historical Institute of the University of Bern. Clara Zetkin's work had a significant influence on Ankica Čakardić's research and she emphasises that we can still gain valuable insights from Zetkin's understanding of feminism and anti-fascism today.

I Vera Blaser*, Sebastian Funke** and Vanessa Näf***

Ankica Čakardić opened her lecture by introducing the life and work of Clara Zetkin (1857-1933), who was a Marxist theorist, socialist politician, anti-war activist, and a committed advocate for women's rights. In the course of her life, Zetkin became known as the "mother of women's movement in Germany" and, as such, she took an uncompromising view, arguing that the source of women's social hardship lay in capitalism. Hence, she considered the possibility of women's liberation to lie within the self-emanicipation of the working class. She was also opposed to the "bourgeois feminist" position to support the restriction of the vote by property or income, arguing that women should fight for the right to work, have equal pay, paid maternity leave, free child-care facilities, and education. Moreover, she theorised at length on many subjects including marriage and sexual freedom. She strongly encouraged the process of turning the working women's potential power into actual power by organising them in trade unions. In contrast to many of her contemporaries in the socialist movement, she saw the fight for changes in the power relations between women and men as a challenge for the present, rather than a task for some indefinite socialist future.

In addition to her feminist dedication, Clara Zetkin is also renowned for her in-depth political analysis, especially concerning the problem of fascism, as stated by Čakardić. This analysis involved identifying key features of fascism. Thus, Zetkin argued that fascism's emergence was tied to the economic crisis of capitalism and the decline of its institutions. She further pointed out that fascism possessed a mass character, with a special appeal to petty bourgeois layers threatened by the decline of the capitalist order, and that the ideology of "national chauvinism" was used by fascist leaders as a cover to incite militarism and imperialist war. She further stated that important sections of the capitalist class supported and financed the fascist movement, seeing it as a way to counter the threat of proletarian revolution, and that, once in power, fascism led to the resurgence of class contradictions. Hence, Zetkin believed that the perspective of a revolutionary fight for governmental power, based on an alliance of the exploited and oppressed social classes, was essen-

tial for victory over fascism. While Clara Zetkin was right about her analysis, the hoped-for revolution of the working class in Germany failed to take place. In 1933, after being a representative of the communist party since 1920, Clara Zetkin had to flee into exile to the Soviet Union because of the Nazi takeover and the persecution of communists.

Following Clara Zetkin's analysis of fascism, Ankica Čakardić pointed out that understanding fascism today is not merely a historical question. Rather, fascism as a product of capitalism must be questioned, as well as the relationship between libertarian capitalist democracy and racism. With the twenty-first century unfolding, and with capitalism having entered a period of social crises, marked by escalating attacks on the rights and living conditions of working class people and minority groups, along with sharpening social polarisation, it is precisely situations like the current one that can give rise to fascist movements. Thus, these movements recognise social crises but aim to shift the blame away from the capitalist system and towards marginalised groups, which serve as scapegoats, such as immigrants, people of colour, Jews, Sinti and Roma, and other 'Others'. To echo Clara Zetkin, as these attacks escalate, they will need to be answered by people fighting to defend their unions; by supporters of women's rights fighting to defend the right to abortion; by those standing up to capitalist environmental destruction; by those fighting anti-immigrant violence and deportations – in short, by all those who struggle in the interests of the oppressed and exploited. In her examination of Clara Zetkin's accomplishments, Ankica Čakardić concluded that Zetkin's work serves not only as an analytic research tool to examine fascism, but also as an inspiration for feminist political activism.

*Vera Blaser, B.A., studiert im Master Geschichte und Gender Studies an der Universität Bern.

**Sebastian Funke, B.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am IZFG und studiert im Master Sozialanthropologie und Gender Studies an der Universität Bern.

***Vanessa Näf, B.A., hat eine Hilfsassistentenstelle am IZFG und studiert im Master Soziolinguistik und Gender Studies an der Universität Bern.

"Mit Mut und manchmal auch Wut"

Der Brigitte-Schnegg-Preis für Geschlechterforschung wurde von der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF) erstmals vergeben. Eine der beiden Preisträgerinnen ist die Berner Historikerin Fabienne Amlinger, die für ihre Dissertation "Im Vorzimmer der Macht? Die Frauenorganisationen der SPS, FDP und CVP (1971-1995)" geehrt wurde.

I Lilian Fankhauser*

Sie sind zusammen mit Iv Eveline Nay Preisträgerin des ersten Brigitte-Schnegg-Preises für Geschlechterforschung. Ihre Dissertation spürt den ersten Frauen in den grossen politischen Parteien der Schweiz nach. Warum haben Sie den Zeitraum von Anfang der 1970er- bis Mitte der 1990er-Jahre gewählt?

Fabienne Amlinger: 1971 erhielten Schweizerinnen die politischen Rechte auf Bundesebene. Die Nichtwahl der Bundesratskandidatin Christiane Brunner im Jahr 1993 markierte ein weiteres zentrales Ereignis. Als sich das Parlament weigerte, Brunner zum Regierungsmitglied zu ernennen, löste das massiven Protest aus. Der Untersuchungszeitraum wurde um zwei Jahre erweitert, um die aufgrund dieses Ereignisses von den Parteien ergriffenen Frauenförderungsmassnahmen zu berücksichtigen.

Im untersuchten Zeitraum betreten Frauen wie Lilian Uchtenhagen oder Christiane Brunner das politische Parkett. Haben sie die Schweizer Politik nachhaltig verändert?

Ja. Uchtenhagen kandidierte 1983 als erste Frau für den Bundesrat, Brunner zehn Jahre später. Beide wusste das bürgerlich-männlich dominierte Parlament jedoch zu verhindern. Die Geschichten der beiden Politikerinnen verdeutlichten den chronischen Ausschluss von Frauen aus der Politik und damit ein augenscheinliches Demokratiedefizit der Schweiz. Die Nichtwahl von Brunner löste heftigste Proteste aus, was zu einem gleichstellungspolitischen Transformationsprozess und einem gestiegenen Frauenanteil in der Politik führte.

Was sind für Sie als Historikerin die wichtigsten Erkenntnisse dieser Forschungsarbeit?

Zusammengefasst zeigt die Dissertation, dass geschlechtsspezifische Macht- und Repräsentationsasymmetrien in der Politik auch nach der Einführung des Frauenstimmrechts bestehen blieben. In dieser Situation waren die parteiinternen Frauenorganisationen wichtig. Mit viel Arbeit, mit gelegentlichem Opponieren gegen die männliche Übermacht, oft aber durch grosse Anpassungsleistungen an die Regeln und Normen des politischen Feldes, mit Mut und manchmal auch mit Wut versuchten sie, ihre Anliegen umzusetzen.



Das Thema "Frauen in der Politik" ist nach wie vor aktuell, immer wieder wird über Frauenquoten diskutiert. Liefert Ihre Arbeit auch Hinweise für diese Debatten?

Die Frauenorganisationen aller untersuchten Parteien diskutierten früher oder später über Quoten. Wo solche eingeführt wurden, führten sie zu Erfolgen!

Was bedeutet Ihnen persönlich die Verleihung des Brigitte-Schnegg-Preises für Geschlechterforschung?

Der Preis bedeutet mir speziell viel: Als langjährige Vorgesetzte und als wichtiges akademisches Vorbild hat Brigitte Schnegg mich immer bestärkt, eine Dissertation zu verfassen. Die nun publizierte Forschung ist also auch ein Ergebnis von Brigitte Schneggs Nachwuchsförderung. Die Verleihung des Preises bedeutet für mich, dass die Dissertation offenbar jenem akademischen Schaffen entspricht, das im Sinne von Brigitte Schnegg wäre, und das freut mich enorm.

*lic. phil. Lilian Fankhauser ist Co-Leiterin der Abteilung für Gleichstellung der Universität Bern und Mitglied im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF).

Dieser Artikel wurde in einer längeren Fassung am 22.11.2017 im Online-Magazin "Uniaktuell" der Universität Bern publiziert.

RÄTSEL

Europäische Komponistinnen

Fanny Hensel, Clara Schumann, Barbara Strozzi, Ethel Smyth und Hildegard von Bingen

Welche Komponistin sitzt wo? Welche von ihnen hat ein Kloster gegründet? Welche war achtfache Mutter und wer hat weit mehr als 450 Werke hinterlassen? Finden Sie es heraus!



1. Barbara Strozzi wurde 1619 geboren.
2. Die 1858 geborene Komponistin war auch eine Schriftstellerin und zeitweise für ihre schriftstellerischen Werke bekannter als für ihre Kompositionen.
3. Eine Komponistin wurde 1805 in Hamburg geboren.
4. Hildegard von Bingen sitzt direkt links von Ethel Smyth.
5. Hildegard von Bingen wurde in Benersheim geboren.
6. Die Komponistin, die vorwiegende säkulare Kammermusik komponierte, erhielt im Hause ihres Vaters eine damals für eine Frau ungewöhnlich fundierte musikalische Ausbildung.
7. Die Komponistin in der Mitte stammt aus Venedig.
8. Clara Schumann hat ihre ersten Werke im Alter von 10 Jahren veröffentlicht.
9. Die Komponistin ganz links wurde 1819 geboren.
10. Die Komponistin mit weit mehr als 450 Werken sitzt neben der fast beispiellos erfolgreichen Komponistin, die auch achtfache Mutter war.
11. Die ältere Schwester von Felix Mendelssohn sitzt neben der Komponistin, die bereits mit 10 Jahren Kompositionen veröffentlichte.
12. Das bekannteste Werk der Komponistin aus Sidcup ist "The March of Women".
13. Die Komponistin neben Fanny Hensel wurde 1819 geboren.
14. Die 1098 geborene Komponistin hat 77 Gesänge und ein geistliches Singspiel geschrieben.
15. Neben der Komponistin mit mehr als 450 Werken sitzt eine Komponistin aus Leipzig.
16. Eine Komponistin hat ein eigenes Kloster gegründet.

Lösung auf Seite 29.

Strukturelle Verzerrungen und blinde Flecken

Sprache schafft Wirklichkeit – das ist ein Gemeinplatz. Nichtsdestotrotz ist ein inklusiver Umgang mit Sprache für viele Menschen – selbst für Gutmeinende, die sich als aufgeklärt und progressiv beschreiben – (zu) anstrengend. Ich möchte das an Beispielen illustrieren, die sich alle innerhalb der letzten Woche zugetragen haben:

Fokusgruppengespräch der Fachstelle für Gleichstellung einer Schweizer Stadt: Eingeladen sind Personen, die in der Praxis tätig sind – alles Menschen also, die sich mit Gender- und anderen Diskriminierungsthemen seit Jahren auseinandersetzen. Trotzdem wird meist nur von der Gleichstellung von Frauen und Männern gesprochen; als Beispiele für Menschen, die Gleichstellungspolitik auch verstehen sollten, werden fast ausnahmslos die Kassierin an der Migroskasse oder der Polier auf dem Bau ins Feld geführt. Und das nächste Gespräch werde dann mit Akademikern und Wissenschaftlern geführt. Dies scheint umso erstaunlicher, weil eine Vertretung des Transgender-Netzwerks anwesend ist; oder weil über inklusive Sprache bereits gesprochen wurde. Selbst diese Realität vor Augen reicht nicht aus.

Morgenlektüre in einer grösseren, sich linksliberal gebenden Tageszeitung: Innerhalb weniger Tage ist in Artikeln zu lesen, dass die Schweiz eine "Gewinnerin" der Dublin-Regel sei, weil sie mehr Asylsuchende in andere europäische Länder überstellen könne, als sie aus diesen übernehmen müsse. In einem Artikel über drei Jihadistinnen aus der Schweiz, die in Syrien in Haft sind, wird geschrieben, dass "IS-Rückkehrer [...] oft als Gefahr für die innere Sicherheit" gelten würden – wobei nicht nur das generische Maskulinum irritiert, sondern auch das Wort

"oft" (ist im ausführenden Artikel doch die Rede von insgesamt 79 Schweizer Jihad-Reisenden, von denen mindestens 24 in Kampfhandlungen umgekommen sind – zurückkehren werden nach Eva Zwerg höchstens 55 Personen). Man kann dem Journalisten zugutehalten, dass er seine Formulierung relativieren und dadurch mildern wollte; aber dass das Wort "oft" bei 55 Personen nicht angebracht ist, schleckt keine Geiss weg – für die an sich richtige Relativierung hätte es andere Formulierungen gegeben.

Mögliche Einwände sind nicht fern: dass hier doch keine bösen Absichten auszumachen seien (was wohl stimmt, aber eben: strukturelle Verzerrungen und blinde Flecken). Dass es sich um Spitzfindigkeiten handle, nicht um schlimme Verfehlungen (aber solche Beispiele kommen ständig vor... eben: Sprache schafft Wirklichkeit). Oder dass die hier zitierten Journalist_innen und Aktivist_innen doch nicht das Problem seien (aber wie fängt Veränderung an, wenn es selbst diesen wohl Gutmeinenden zu anstrengend ist, auf ihre Sprache zu achten und ihre Privilegien, die darin zum Ausdruck kommen, zu reflektieren?).

Genau solche Einwände (oder Ausreden) sind es, die legitimieren, dass wir in unserer Komfortzone bleiben. Der sorgfältige Ton macht auch im Kleinen die inklusive Musik – womit ich sogar noch den Bogen zum Thema des Hefts geschafft habe!

*Andi Geu, lic. phil., hat in Bern Philosophie, Soziologie und Religionswissenschaften studiert. Er arbeitet als Geschäftsführer für das National Coalition Building Institute NCBI.



"Gegner zu überzeugen, erwarte ich nicht"

Rosa Mayreder. "Zur Kritik der Weiblichkeit. Essays." Herausgegeben von Eva Geber.

2018, Mandelbaum Verlag Wien

I Wulfhard Stahl*

Anzuzeigen ist ein Band mit Essays aus der Feder der österreichischen politischen Denkerin Rosa Mayreder (1858-1938). Teil 1 ("Kritik der Weiblichkeit") war 1905 erschienen und hatte mehrere Nachauflagen, Teil 2 ("Geschlecht und Kultur") folgte 1923; Auszüge lagen 1982 beziehungsweise 1986 vor; nach einer weiteren Ausgabe 1998 sind die Essays nun erneut publiziert – dieses Mal mit einem ausführlichen Nachwort der Herausgeberin über die "visionäre Theoretikerin des Feminismus", einem tabellarischen Überblick mit Mayreders Lebensdaten, einer Bibliographie aller ihrer Schriften (22 eigenständige Werke, 90 Artikel) sowie einem Glossar der von der Pionierin der österreichischen Frauenbewegung erwähnten Personen.

Die Titel der insgesamt 24 Kapitel widerspiegeln die grosse Bandbreite der behandelten Themen; es geht unter anderem um: Mutter-schaft und Kultur; Die Tyrannei der Norm; Von der Männlichkeit; Das Weib als Dame; Familienliteratur; Der Kanon der schönen Weiblichkeit; Einiges über die starke Faust; Das subjektive Geschlechts-idol; Perspektiven der Individualität; Zivilisation und Geschlecht; Die Krise der Väterlichkeit; Geschlecht und Sozialpolitik; Sexuelle Lebensideale; Der Weg der weiblichen Erotik; Wandlungen der Ehe; Das imaginative Ich. Mayreder referiert kritisch und gelegentlich mit erfrischender Polemik zeitgenössische Positionen (z.B. Möbius, Nietzsche, Weininger) und spannt, ihre Überlegungen dagegensetzend und entwickelnd, den Bogen weit, was seinen Niederschlag mitunter in der Liste zitierter AutorInnen findet – und eben hier sieht der Verfasser, ungeachtet der Bedeutung der Aufsätze, das Problem der vorliegenden Ausgabe. Deren Schwäche belegt exemplarisch das Kapitel "Frauentypen": Zu Wort kommen dank längerer, mitunter provokanter Zitate Koryphäen wie Lou Andreas-Salomé, Laura Marholm und Ellen Key, deren Auffassungen im Kontext nachzulesen sich lohnte. Es gibt jedoch weder hier noch im Glossar bibliographische Angaben dazu, was den Benutzungswert dieser Neuausgabe jenseits der Brisanz der seinerzeit den Diskurs entfachenden Texte deutlich schmälert. Sich diesen wiederum aus historischer Distanz zu nähern nähme mancher heutigen Gender-Debatte den Lärm des Tages.

"Diese Essaysammlung wiederverlegt zu haben beweist Mut."

Die Lektüre des vorliegenden Bandes erweist sich als schwieriger denn erwartet; der Widerstand bei der Aufnahme der Texte liegt dabei nicht in den Themen, sondern in deren Lesbarkeit. Satzkaskaden, umwegig und suggerierend dringlich, gelegentlich moralisierend formuliert, erleichtern den Nachvollzug der aufklärerischen Intentionen der Autorin kaum. Das dem Vorwort entnommene Titelzitat dieser Besprechung beweist fraglos ihr Selbstbewusstsein; heisst es hingegen an anderer Stelle, "der differenzierte Mann der Geistigkeit" – einer, der seine "primitive [d.h. bloss triebhafte] Männlichkeit" überwunden hat –, sei "Repräsentant der höchsten menschlichen Entwicklungsstufe" und "prädestinierter Führer der Welt", so sind wir Heutigen vorerst nur befremdet. Oder wollte Mayreder ironisch verstanden werden?

Diese Essaysammlung wiederverlegt zu haben beweist Mut. Sie als Handbuch zu benutzen böte sich an, wäre da nicht das knapp 290 Namen umfassende Glossar: Es ist insofern unbrauchbar, als die Personen in den Texten mangels Seitenverweisen nur schwer zu finden sind. Kommt hinzu, dass mehrere Personenangaben rudimentär (wer waren Arria; von Horn; Porcia?), unverständlich (was ist ein "weimar. Kanzler"?), fehlerhaft (Heinrich Heines Todesjahr ist 1856, nicht 1865) oder unklar sind (der Historiker Bury ist auf S. 68 Engländer, auf S. 433 Ire). Des Weiteren wird August Strindberg zweimal aufgeführt; firmiert ein deutscher Schriftsteller wortgleich als Kayserling und Keyserling; geht es um Przybyszewski statt richtig Przybyszewski; heisst es mehrmals "Lebensdaten unbek.[annt]": dabei lebten, z.B., Iwan Bloch 1872-1922, Gustav Müller 1849-1929, wobei zwar in letzterem Fall aus seinem "Mehr Licht in unsere Welt" von 1895 zitiert wird, er aber laut Glossar Mitte des 18. Jh. gelebt haben soll. – Eine konsequente Überarbeitung des Namenregisters samt Nachkorrektur der Haupttexte (z.B. Streichung computergenerierter Trennungen) ist vor einer Nachauflage angeraten.

*Wulfhard Stahl, 2000-2016 Bibliothekar am IEW/ISR/WTI der Universität Bern.

Sound und Sexismus

Geschlecht im Klang populärer Musik. Eine feministisch-musiktheoretische Annäherung

L. J. Müller

2018, Marta Press

Sexismus wird in Texten und in Bildern meist schnell erkannt und kritisiert, wenn es aber um Klang geht, fehlen oft die Worte. Dieses Buch macht Sexismus in Popmusik hörbar und zeigt, wie sich beispielsweise "Othering" oder ein "männlicher Blick" im Klang analysieren lassen. Althergebrachte Kategorien der Musikanalyse (Harmonie, Melodie, Form) sind hierfür allerdings eher ungeeignet, weshalb in diesem Buch neue Werkzeuge zur Untersuchung populärer Musik entwickelt werden, die direkter an der Hörerfahrung ansetzen und so auch ohne musiktheoretische Vorkenntnisse gut verständlich sind. Vor allem die Stimme wird als klangliche Performanz von Körperlichkeit und Subjektivität zum Ausgangspunkt näherer Betrachtungen. In der Analyse einiger bekannter Popsongs (u.a. von Björk, Kylie Minogue, Nirvana und Robbie Williams) werden auf dieser theoretischen Basis Unterschiede in der klanglichen Darstellung von Geschlecht herausgearbeitet, die nahelegen, dass die Beziehung zur eigenen Stimme und zum eigenen Körper nach geschlechtsspezifischen Normen geformt wird. Dieses Buch enthält damit wichtige Ansatzpunkte zur kritischen Untersuchung von Musik als Teil machtvoller kultureller Reproduktionen von Geschlechter- und Sexualitätsbildern in populären Medien.

Jahrbuch Musik und Gender

jährlich, Olms-Verlag

Das Jahrbuch Musik und Gender erscheint ab 2008 jährlich im Olms-Verlag und widmet sich – neben festen Rubriken zur musik- und kulturwissenschaftlichen Gender-Forschung – jeweils anderen Schwerpunktthemen.

Mitglieder des Beirats des Jahrbuchs Musik und Gender sind derzeit Cornelia Bartsch, Rebecca Grotjahn, Corinna Herr, Freia Hoffmann, Katharina Hottmann, Kordula Knaus, Martin Loeser, Anno Mungen, Nina Noeske, Susanne Rode-Breyman, Antje Tumat und Nicole Strohmann.

Lösung des Rätsels auf Seite 26:

Clara Schumann (*1819 in Leipzig) sitzt neben
 Fanny Hensel (*1805 in Hamburg) sitzt neben
 Barbara Strozzi (*1619 in Venedig) sitzt neben
 Hildegard von Bingen (*1098 in Bermersheim) sitzt neben
 Ethel Smyth (*1858 in Sidcup).



Interdisziplinäres Zentrum
für Geschlechterforschung
der Universität Bern
Mittelstrasse 43
CH-3012 Bern
T 0041 31 631 53 58
www.izfg.unibe.ch



b
**UNIVERSITÄT
BERN**